

Bezugspreis: Wöchentlich 70 Pfennig, monatlich 2.- Reichsmark voraus zahlbar. Unter Kreuzband für Deutschland, Dänzig, Goer- und Remelsgebiet, Österreich, Litauen, Duzenburg 4.50 Reichsmark, für das übrige Ausland 5.50 Reichsmark pro Monat.

Der „Vorwärts“ mit der Sonntagsbeilage „Voll und Reiz“ mit „Siebena und Kleinaugen“ sowie der Beilage „Unterhaltung und Wissen“ und Frauenbeilage „Frauenstimme“ erscheint wöchentlich zweimal, Sonntags und Montags einmal.

Telegraphen-Adresse: „Sozialdemokrat Berlin“

# Vorwärts

## Berliner Volksblatt

### Zentralorgan der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands

Anzeigenpreise: Die einseitige Nonpareille Seite 80 Pfennig, Kleinzeile 5.- Reichsmark. „Kleine Anzeigen“ das festgedruckte Wort 25 Pfennig (außer zwei festgedruckte Wörter, jedes weitere Wort 12 Pfennig). Stellenangebote das erste Wort 15 Pfennig, jedes weitere Wort 10 Pfennig. Worte über 15 Buchstaben zählen für zwei Worte. Arbeitsmarkt Seite 60 Pfennig. Familienanzeigen für Abonnenten Seite 40 Pfennig.

Anzeigen für die nächste Nummer müssen bis 4 1/2 Uhr nachmittags im Druckgeschäft, Berlin SW 68, Lindenstraße 8, abgeben werden. Geöffnet von 8 1/2 Uhr früh bis 5 Uhr nachm.

Redaktion und Verlag: Berlin SW. 68, Lindenstraße 3  
Fernsprecher: Dönhoff 292-297.

Freitag, den 6. November 1925

Vorwärts-Verlag G. m. b. H., Berlin SW. 68, Lindenstr. 3  
Vertriebsstellen: Berlin SW 68 - Kantstraße; Bank der Arbeiter, Angestellten und Beamten, Wallstr. 60; Distrikts-Gesellschaft, Depotstraße Eidenstr. 7.

## Attentat oder Spitzeltat?

### Ungewöhnliches Komplott gegen Mussolini. — Seltsame Polizeiverfessionen. — Die italienische Sozialistenpartei aufgelöst — am Vorabend des Matteotti-Prozesses!

Rom, 5. November. (WIB.) Nach einer Meldung der Agenzia Stefani hat die Polizei in Rom den ehemaligen sozialistischen Abgeordneten Janiboni verhaftet, der vorbereitende Handlungen unternommen habe, um einen Anschlag auf Mussolini zu begehen.

Rom, 5. November. (WIB.) Zur Verhaftung des Abgeordneten Janiboni meldet die „Agenzia Stefani“ (offiziös) noch folgende Einzelheiten: In den letzten Tagen war zur Kenntnis der Polizei gekommen, daß während der Siegesfeierlichkeiten am 4. November ein Attentat auf den Ministerpräsidenten Mussolini geplant war. Die Polizeidienststellen erhielten Befehl, verdächtige Persönlichkeiten festzunehmen. Am Mittwochmorgen gegen 9 Uhr drang die Polizei in das Hotel Dragoni, das sich in unmittelbarer Nähe des Palastes Chigi, in dem das auswärtige Amt untergebracht ist, befindet, ein und überraschte den langjährigen Abgeordneten der Opposition, Janiboni, bei den Vorbereitungen für das Attentat auf Mussolini. Auf Grund der polizeilichen Nachforschungen wurde zur selben Zeit in Turin der General Louis Cappello verhaftet, der im Begriffe war, ins Ausland zu reisen. Auf Grund der ersten Untersuchungen ist an sämtliche Präfecten der Befehl ergangen, sofort alle Freimaurerlogen, die von der römischen Loge „Großer Orient abhängig“ sind, zu befehlen.

Rom, 5. November. (Meldung der Agenzia Stefani.) Die Regierung hat die Auflösung der aufgelösten Sozialistischen Partei an ihrem Haupt- und ihren Zweigstellen verfügt.

(Weitere Meldungen auf der 3. Seite.)

Bis zur Erbringung des positiven Gegenbeweises betrachten wir alle Meldungen über die Aufdeckung eines Attentatsplanes gegen Mussolini als einen echt faschistischen Schwindel. Ganz abgesehen davon, daß es höchst wahrscheinlich ist, daß Sozialisten, zumal Mitglieder der sehr gemäßigten unitarischen Partei, die auf dem rechten Flügel der Arbeiterbewegung steht, zu Akten des individuellen Terrors übergehen würden, sprechen die verschiedensten politischen und psychologischen Gründe gegen die Richtigkeit der offiziellen Attentatsversionen.

Eine gewaltsame Vernichtung des Lebens Mussolinis kommt schon deshalb kaum in Betracht, weil seine Lebenszeit sowieso nur noch nach Monaten berechnet wird. Das weiß man auch in den maßgebenden politischen Kreisen Italiens, und selbst die Gegner des Faschismus sehen dem nahenden Ende Mussolinis insofern mit Sorge entgegen, als sie wissen, daß er im Vergleich zu solchen Geistesgenossen wie Farinacci, die er gerufen hat und nicht mehr los wird, das kleinere Übel ist. So seltsam es klingt: Mussolini gilt seit einiger Zeit als der Bremser, dessen Einfluß allein imstande ist, die bewaffneten Truppen, die heute den Kern der faschistischen Miliz bilden, im Zaume zu halten. Auch bei einem natürlichen Tode Mussolinis befürchten die waffenlosen Gegner des Faschismus eine Entfesselung der übelsten Instinkte, die von der Farinacci-Ligue planmäßig umschmeichelt werden.

Das allein würde schon genügen, um ein Attentatskomplott gegen das Leben Mussolinis als im höchsten Grade unwahrscheinlich zu bezeichnen. Alle Kenner der italienischen Verhältnisse, mit denen man vor Mussolinis Ankunft in Locarno, die lange Zeit zweifelhaft blieb, die Frage erörterte, ob er denn nicht beim Verlassen seines Diktaturbereiches sehr viel risikiere, waren übereinstimmend der Meinung, daß das nicht der Fall sei, eben weil sich jeder etwaige Attentäter dessen bewußt sein mußte, daß er das Leben zehntausender gänzlich unschuldiger und unbeteiligter Gegner des Faschismus verwirken würde, die der blutigen Massenvergeßung zum Opfer fallen würden. Dabei wäre es sowohl auf der Fahrt nach Locarno wie in Locarno selbst ein leichtes gewesen, Mussolini umzubringen.

Was bisher von offizieller italienischer Seite über das angebliche Komplott gegen das Leben Mussolinis an Einzelheiten gemeldet wurde, ist nur geeignet, das allgemeine Mißtrauen, das ohnehin gegen alle faschistischen Nachrichten herrscht, in diesem Falle zu steigern.

Da soll ein ehemaliger Abgeordneter der Sozialistischen Partei, Janiboni, in einem Hotelzimmer, das gegenüber dem Palais des Ministerpräsidenten liegt, angetroffen worden sein, als er Bomben zu recht machte, mit denen er Mussolini beim Verlassen des Palais töten wollte. Nach einer anderen Version, die ebenfalls offiziell ist oder zumindest von der offiziellen Zensur genehmigt wurde, hatte dieser „Attentäter“ in seinem Zimmer ein Gewehrgeköll aufgebaut, das gegen das Arbeitszimmer Mussolinis gerichtet war (!), um diesen bei seiner Arbeit zu erschließen. Das eine klingt ebenso phantastisch wie das andere. In Ermangelung

näherer Einzelheiten über die Person dieses früheren Abgeordneten Janiboni, der jedenfalls eine führende Rolle in der italienischen Partei nicht gespielt hat, muß man mit der starken Möglichkeit rechnen, daß es sich entweder um einen Verrückten oder noch wahrscheinlicher um einen zum Faschismus übergelaufenen agent provocateur handelt. Die offizielle Darstellung der italienischen Regierung stinkt jedenfalls auf hundert Schritt nach einer Polizeispitzelgeschichte.

Die Angelegenheit wird dadurch noch komplizierter und noch sauer, daß der General Cappello, weil angeblich in das Komplott verwickelt, in Turin verhaftet wurde, als er im Begriff war, nach Frankreich zu reisen. Dabei ist dieser General Cappello ein Faschist der ersten Stunde, der bereits für die faschistische Bewegung nicht nur in Italien, sondern auch im Auslande zu einer Zeit tätig war, in der Mussolinis Staatsstreich noch nicht geglückt war. So ist er im Sommer 1922, in der Zeit des Rathenau-Mordes, in Deutschland gewesen, wo er mit deutschen faschistischen Kreisen Fühlung nahm. Seine unerhörliche Tätigkeit wurde zum ersten Male im „Vorwärts“ aufgedeckt. Nun soll er ausgetreten sein, als die Faschisten auch die Freimaurer verfolgten. Der ehemalige sozialistische Abgeordnete, der sich mit einem ehemaligen faschistischen General verbündet, um ein ausgesprochen anarchistisches Attentat zu verüben — daneben kündigt ja das Komplottmarchen der dem Faschismus so wesensverwandten Sowjetregierung, das als Anklage gegen die deutschen Studenten Bolshak und Rindermann diente, geradezu glaubwürdig.

Besonders verdächtig — nicht gegen die angeblichen Attentäter, sondern gegen Mussolini — klingen vor allem die Meldungen über die sofort ergriffenen Gegenmaßnahmen der Regierung. Wohl hat Mussolini es an der „noblen Geste“ nicht fehlen lassen, indem er sofort seine Anhänger im ganzen Lande energisch davor warnte, Repressalien auf eigene Faust zu begehen. Hätte er das nicht getan, dann würde er die Verantwortung auf sich geladen haben, daß auf Grund einer wahrscheinlich erdichteten Attentatsgeschichte zehntausende von wehrlosen politischen Gegnern des Faschismus — Sozialisten, Republikaner, Freimaurer, Katholiken, Liberale, Kommunisten — von der bewaffneten Horde der Schwarzhemden noch heute im ganzen Lande massakriert worden wären. Die von der Zensur sorgfältig unterdrückten Vorfälle in Florenz im September, bei denen sieben politische Gegner der Regierung grundlos erschossen, zahlreiche verwundet und über sechzig Häuser bzw. Lokale verwüstet und in Brand gesteckt wurden, zeigen, wozu der Faschisten-Böbel fähig ist.

Indessen wird die „noble Geste“ des Tragikomödianten Mussolini niemand täuschen. Die von ihm sofort angeordnete Auflösung der Sozialistischen Partei zeigt deutlich genug, wohin die Reise geht und läßt in die wahren Zusammenhänge dieses seltsamen „Attentates“ tief blicken. Es drängt sich die Annahme auf, daß das der eigentliche Zweck der Uebung war. Mussolini, der sich gern mit Napoleon vergleicht, glaubt auch Bismarck nachahmen zu können und scheint einen Fall Robling konstruiert zu haben, um die bisherigen Verfolgungen der sozialistischen Arbeiter-schaft mit einem „Sozialistengeßetz“ zu krönen, sofern man in Italien überhaupt noch von Gesetz sprechen kann.

Je gründlicher man über die Dinge nachdenkt, desto stärker drängen sich die Zweifel auf: War nicht gerade jetzt der Zeitpunkt gekommen, wo nach den plumpesten Verschleppungsversuchen endlich der Prozeß gegen die Mörder Matteotti zur Verhandlung kommen sollte? Anderthalb Jahre hat es gedauert, bis die Anklageschrift verfaßt und publiziert wurde. Der schamlose Versuch Mussolinis, die Affäre Matteotti in eine allgemeine Amnestie einzubeziehen, war gescheitert. Jetzt stand die öffentliche Verhandlung bevor, und vor dieser Verhandlung hatte Mussolini allen Anlaß, sich zu fürchten. Denn es ist durch die Denkschriften zwei hervorragender Täter Cesare Rossi und Filippelli, die zu den intimsten Mitarbeitern des Diktators gehörten, nachgewiesen, daß Mussolini selbst der Anstifter des scheußlichen Verbrechens war. Diese Denkschriften sind nur im Auslande bekannt geworden, vor allem durch die Enthüllung im „Vorwärts“; in Italien zirkulieren sie nur von Hand zu Hand, weil sie die Zensur sorgfältig unterdrückt hat, und das allein läßt tief blicken.

Für uns besteht bis zur Erbringung des Gegenbeweises zwischen dem „Attentatsplan“ der Janiboni und Cappello und dem drohenden Matteotti-Prozeß ein offenkundiger Zusammenhang. Daß Mussolini ermordet werden sollte, ist im höchsten Grade zweifelhaft, daß er ein Mörder ist, steht außer Zweifel!

## Liebesgaben an die Hohenzollern

### Ein neuer Vergleich vor dem Abschluß?

Von Otto Meier.

Seit Wochen munkelt man davon, daß ein neuer „Vergleich“ zwischen dem preussischen Staat und dem weggelaufenen König kurz vor dem Abschluß stünde. Zwar wurde von der üblichen zuständigen Stelle noch unmittelbar nach dem ersten Auftauchen der Meldung bestritten, daß der Vergleich fertig sei. Aber man kann kaum noch daran zweifeln, daß im preussischen Finanzministerium alles daran gesetzt wird, um die ungeheuerlichen Ansprüche der jetzt abgestammten Landeswaterfamilie in irgendeiner Weise zu befriedigen. Sieben Jahre, nachdem Wilhelm II., dem es wie Napoleon III. „nicht vergönnt war, an der Spitze seiner Truppen zu sterben“, der aber dafür den sicheren Sitz im neutralen Holland aufsuchte — sieben Jahre nach Wilhelms II. Flucht soll jetzt mittels „Vergleichs“ ein ungeheures Vermögen der Hohenzollernfamilie ausgeliefert werden.

Ein Rückblick auf die bisherigen „Auseinandersetzungsverhandlungen“ ergibt dieses Bild:

Am 13. November 1918 wurden von den Volksbeauftragten „sämtliche zum preussischen Kronfideikommissvermögen gehörigen Gegenstände“ mit Beschlag belegt. Nicht unter die Beschlagnahme sollte das unzweifelhaft Privateigentum der Hohenzollern fallen. Die Unmöglichkeit, Privateigentum und Staatseigentum voneinander zu scheiden, bewog die Volksbeauftragten, am 30. November 1918 die Beschlagnahme auf „sämtliche Gegenstände, die zum Sondervermögen — sowohl zum Privateigentum wie zum Fideikommiss — desormaligen Königs von Preußen, des königlichen Hauses und seiner Mitglieder gehören und in Preußen befindlich sind“, auszudehnen. Die Beschlagnahme sollte bis zur endgültigen Feststellung von Staats- und zweifellosem Privateigentum eine Zerspaltung der Vermögensmasse verhüten.

Unmittelbar nach der Beschlagnahme setzten zur Lösung der Auseinandersetzungsfrage Vergleichsverhandlungen ein, die durch eine sogenannte Auseinandersetzungs-kommission vorbereitet wurden. Diese bereitete in langwierigen Beratungen einen Vergleich vor, der am 22. Januar 1920 der Verfassunggebenden Landesversammlung vorgelegt wurde. Um das Ergebnis dieser Verhandlungen richtig zu würdigen, muß man die Tatsache berücksichtigen, daß außer den Delegationen der beteiligten Ministerien auch Vertreter desormaligen Königshauses in dieser Kommission saßen. Der Vorsitzende, Dr. Kübler, seinerzeit Ministerialdirektor im Justizministerium, war mit dem Hohenzollernhaus durch seine vormalige Stellung im Heroldsamt eng verbunden; natürlich Anhänger der Monarchie und überzeugter Gegner der Republik. Es ist bezeichnend, daß der Generalreferent Dr. Seelmann erst nach Beendigung der Kommissionsarbeiten aus dem Staatsdienste schied, weil er der Republik seine Dienste nicht widmen wollte. Er ist später als Gutachter für einen Hohenzollernprinzen in Prozessen gegen den Staat aufgetreten.

Die Hohenzollern mußten also ihre Interessen schon damals in treuen Händen. Es ist begreiflich, daß sie noch vor Beendigung der Kommissionsarbeiten durch ihren Rechtsbeistand Vergleichsverhandlungen einleiteten. Der Schlußsatz des merkwürdigen Verhandlungsprotokolls nimmt sich wie grausamer Spott aus:

„Das Königshaus hat in verständnisvoller Würdigung der schwierigen Finanzlage des Staates beim Abschluß des Vergleiches den Bedürfnissen der Allgemeinheit ein weitgehendes und dankenswertes Entgegenkommen gezeigt.“

„Die verständnisvolle Würdigung der schwierigen Finanzlage des Staates“ sah so aus, daß der sich rentierende Grundbesitz der Hohenzollern, dagegen der erheblichen Zuschuß erfordernde Besitz dem Staate zugesprochen werden sollte! Für den Verzicht auf angebliches „Privateigentum“ sollte der ehemalige König mit der Reinigkeit von 100 Millionen Mark abgefunden werden!

Dieser merkwürdige „Vergleich“ wurde von der Landesversammlung selbstverständlich nicht verabschiedet. Wenn der volksparteiliche Abgeordnete Dr. v. Richter den Sozialdemokraten damals die bestigsten Vorwürfe wegen ihres Widerstandes gegen einen solchen Vergleich machte, so hat er später als preussischer Finanzminister die Richtigkeit der sozialdemokratischen Stellungnahme in der bekannten Denkschrift des Finanzministeriums über die Auseinandersetzung mit den Hohenzollern mit folgendem lapidaren Satz bekräftigen müssen:

„Bei der darauf vorgenommenen parlamentarischen Prüfung aller einschlägigen Rechtsfragen ergab sich, daß der Vorschlag vom 22. Januar 1920 nicht aufrecht zu erhalten war.“

Hierbei darf aber nicht vergessen werden, daß bereits im Laufe des ersten Jahres nach der Revolution zur Behebung eines „dringenden Notstandes“ 70 Millionen Mark in barem Gelde nach Holland gegangen waren, ganz abgesehen von den vielen Möbelwagen, die mit Möbeln, Teppichen, Bettzeug und Silbergeschätz aus preussischen

Schlössern vollgepackt waren. Es muß außerdem hinzugefügt werden, daß die Hohenzollern seit dem 1. Januar 1924 vom Staat „zur Bestreitung der Kosten der Generalverwaltung und des Unterhalts der Mitglieder des vormaligen Königshauses“ monatlich 50 000 Goldmark aus den Erträgen der noch beschlagnahmten Güter erhalten. Ferner erhalten sämtliche Mitglieder des ehemals regierenden Hauses ihren ganzen Bedarf an Lebensmitteln usw. zur Hälfte des jeweiligen Marktwertes. Die Hälfte des jährlichen Einkommens, das die Hohenzollern aus ihrem Besitz an Grundbesitz, Forstbesitz, Kunstbesitz, Staatstheater, Hausarchiv und die Kronfideikommissformell Besitzt, leihen, scheiterten die Verhandlungen. Das unbegriffliche Entgegenkommen des Finanzministeriums wird nur verständlich, wenn man bedenkt, daß es sich damals um einen völksparteilichen Finanzminister handelte, der unbedingt zu einem Vergleich kommen wollte, um den Staat vor hundert Verurteilungen in hundert angedrohten Prozessen zu bewahren.

Es ist notwendig, die Öffentlichkeit darüber zu informieren, warum diese Vergleichsverhandlungen scheiterten. Die Hohenzollern haben einen guten Magen! In ihrer sprichwörtlichen Bescheidenheit forderten sie erst einmal die gesamten jüngeren Erwerbungen des strittigen Hausfideikommisses von insgesamt 210 000 Morgen, für den noch verbleibenden Rest waren sie so lebenswürdig, noch die Entscheidung eines Schiedsgerichts anzunehmen. Und schließlich wollten sie für den Verzicht auf die Kronfideikommissrente den gesamten, von der ehemaligen Hofkammer verwalteten Land- und Forstbesitz von rund 40 000 Morgen haben!

Um die Ansprüche der Hohenzollern voll würdigen zu können, muß man in Betracht ziehen, daß sie einen großen Teil der Schlösser, für die sie jetzt Millionen und aber Millionen fordern, in ihrer Eigenschaft als Herrscher für ein paar Bettelpennige vom Staate erworben haben. Die schon erwähnte Denkschrift des Finanzministeriums weist nach, daß sich rechtlich die Ansprüche der Hohenzollern aus der historischen Entwicklung nur zum Teile begründen lassen.

Daran ändert auch die Tatsache nichts, daß sich in der letzten Zeit ausgerechnet der Führer des „nolleidenden Mittelstandes“, Reichstagsabgeordneter Professor Dr. Bredt, wahrscheinlich gegen gutes Honorar, als Gutachter für die Ansprüche der Hohenzollern ausgesprochen hat. Der Mittelstand wird von dieser ihm jedenfalls bisher unbekanntem Tatsache gebührend Notiz nehmen.

Man kann verstehen, daß das Finanzministerium die selbige Auseinandersetzungsfrage endlich bereinigen möchte. Es ist verständlich, daß das Finanzministerium am liebsten

zu einem Vergleich kommen möchte, angesichts der Tatsache, daß die Hohenzollern durch die bekannte Haltung der preussischen Richter geradezu zur Klageerhebung gegen den Staat ermuntert werden und der Staat bei der Höhe der Objekte noch Millionen an Gerichtskosten aus Allgemeinmitteln hinterherzuerufen genötigt ist.

Mit Rücksicht auf die Tatsache, daß sich Deutschland in einer ungeheuren Wirtschaftskrise befindet, daß darüber hinaus das gesamte Ausland eine solche Abfindung aus den Mitteln der Steuerzahler bei den Lasten des Dawes-Planes unbegreiflich findet, daß die Arbeitslosigkeit und die Not breiter Schichten der Bevölkerung maßlos zunimmt, kann heute schon gesagt werden, daß die sozialdemokratische Landtagsfraktion einem solchen Vergleich nicht zustimmen wird. Hier handelt es sich nicht, wie die Rechtsparteien es hinstellen, um eine Rechtsfrage, sondern um eine politische Frage, die nach politischen Gesichtspunkten vom Standpunkt der Republik und ihrer inneren Festigung aus entschieden werden muß.

### Ja, also nein!

#### Was ein deutschnationales Ministertwort wert ist.

Das laute „Ja“ des Herrn Schiele im Kabinettsrat vom 19. Oktober hat es in sich. Es war zwar, wie eine deutsch-nationale Erklärung jetzt feststellt, wirklich ein Ja. Aber es war nur ein kollegiales Ja, kein materielles. Herr Schiele hat zwar „den Pflichten der Kollegialität entsprechend“ Ja gesagt, in Wirklichkeit meinte er aber Nein. Man wird für die Zukunft einen Ratgeber für die Interpretation deutsch-nationaler Ministerworte herausgeben müssen. Sagen sie nein, dann meinen sie ja, und sagen sie ja, dann meinen sie nein. Aus Kollegialität reden sie anders als aus innerer Überzeugung, und manchmal sagen sie auch ja und nein.

Dies kollegiale Ja, das eigentlich ein Nein war, wird der „Täglichen Rundschau“ zu dünn. Sie erklärt dazu:

„Wir müssen demgegenüber immer wieder feststellen, warum es sich handelt. Der Kabinettsbeschluss vom 22. Oktober ging dahin, daß das auf der Grundlage der deutschen Note vom 20. Juli in Locarno eingeleitete Vertragswerk zu einem Abschluss gebracht werden sollte, der den Lebensnotwendigkeiten des deutschen Volkes gerecht wird, wobei auf Grund der feierlichen Erklärung der Außenminister Frankreichs, Englands und Belgiens erwartet werden müsse, daß sich die logische Auswirkung des Pacts von Locarno besonders in den Rheinlandfragen alsbald verwirkliche. Hierzu hat Herr Schiele „Ja“ gesagt. Als aber der deutsch-nationale Parteivorstand beschloß, die weitere Entwicklung der Dinge nicht abzuwarten und jetzt schon das Werk von Locarno glatt abzulehnen, hat Herr Schiele an seinem Ja nicht festgehalten, sondern hat sich dem Parteivorstand unterworfen und hat „Nein“ gesagt. Das ist der Tatbestand, auf den es ankommt und an dem nichts zu brechen und zu deuteln ist.“

Schließlich wird man sich auf folgende Formel einigen können: Ein deutschnationales Ja und ein deutschnationales Nein sind immer nur fünfzigprozentig zu bewerten. Also ist jedes deutsch-nationale Ja zugleich ein deutschnationales Nein und umgekehrt, so daß es schließlich auf ein und dasselbe herauskommt, wenn Herr Schiele am 19. Oktober „Ja“ und am 22. „Nein“ sagte.

#### Wer war der Urheber?

Die Deutschnationalen möchten aus dem Fall Schiele einen Fall Stresemann machen. Sie suchen nach dem Urheber der Indiskretionen aus der Kabinettsitzung. Sie vermuteten, daß Herr Stresemann selbst die Indiskretion begangen habe. Die „Berliner Börsen-Zeitung“ behauptete gestern abend, der Außenminister habe in einem vertraulichen Presseempfang in Dresden am 31. Oktober die Indiskretion begangen. Eine offizielle deutsch-nationale Erklärung sagt dazu:

„Nachdem nunmehr die bestimmten Behauptungen aufgestellt sind, die auf den Herrn Außenminister hinweisen, darf es um so

mehr als selbstverständlich angesehen werden, daß das Kabinett volle Klarheit schafft und für die Zukunft diejenigen Grundlagen sichert, auf denen allein die Politik eines wie immer zusammengesetzten Koalitionskabinetts denkbar ist.“

Die Sicherung der Grundlagen für die Politik eines Koalitionskabinetts dürfte schwer sein, wenn eine Partei dabei beteiligt ist, bei der ein „Ja“ eigentlich ein „Nein“ ist und umgekehrt.

Im übrigen wird zu den Behauptungen der „Börsen-Zeitung“ amtlich mitgeteilt:

„Ausweislich der vorliegenden unkorrigierten Stenogramme des BZB und der Telegraphen-Union über den vertraulichen Presseempfang in Dresden am 31. v. M. hat Reichsminister Dr. Stresemann keinerlei Mitteilungen über angebliche Äußerungen englischer Offiziere hinsichtlich der Beschaffenheit der bisherigen französischen Quartiere in Wiesbaden gemacht. Desgleichen hat sich Reichsminister Dr. Stresemann in keiner Weise über den Verlauf von Sitzungen des Reichskabinetts geäußert.“

Gegen wen werden die Deutschnationalen nun ihre Abkündigungsoffensive richten?

### Skandal über Skandal.

#### Einmischung von Verwaltungsbehörden in die Justiz.

Weimar, 5. November. (Eigener Drohtbericht.) Von den Rechtsberatern des Oberstaatsanwalts Dr. Frieders geht uns zur Klärung irreführender Auslassungen in der Presse folgende Mitteilung zu:

„Der Oberstaatsanwalt Dr. Frieders hat keine Möglichkeit gehabt, seiner abweichenden Beurteilung der Rechts- und Sachlage im Prozeß Loeb dadurch Geltung zu verschaffen, daß er durch unmittelbare Anweisung den Antrag auf Freisprechung stellen ließ. Die Gründe hierfür sind kurz folgende: Staatsanwaltschaftsrat Floel hat die weitestgehende selbständige Bearbeitung auf seinen Wunsch erhalten. In der Beurteilung der Beweisaufnahme schloß sich Staatsanwaltschaftsrat Müller der Auffassung Floels an. Die Überzeugung seiner beiden Mitarbeiter konnte der Oberstaatsanwalt seiner völlig abweichenden Ansicht nicht in Befehlsform unterordnen. Er hat aber seine Auffassung, daß Freispruch geboten sei, dem Anklageerzähler rechtzeitig in deutscher Form bekanntgegeben und ihn auf seine eigene Verantwortung hingewiesen. Der Oberstaatsanwalt ist zur Anklagevertretung gegen seinen Willen im letzten Augenblick unter Verhältnissen gezwungen worden, die bei ihm den Eindruck erweckt haben, als sollte er in jedem Fall für den Ausgang des Loeb-Prozesses verantwortlich gemacht werden. Darauf ist der Oberstaatsanwalt nicht eingegangen. Das Ministerium hat ihn auf seinen Protest erst am Morgen der Hauptverhandlung selbst zu einer Zeit (9 Uhr) von dieser Verpflichtung entbunden, als eine Milderung in den Anordnungen nicht mehr ausführbar war. Von einem Konflikt innerhalb der Staatsanwaltschaften Weimars ist dem Oberstaatsanwalt und den Mitgliedern der Behörde nichts bekannt; es hat ein solcher nie bestanden.“

Am Donnerstag nachmittag erklärte Staatsminister Deuthäuser im Landtag, daß er seine früheren Erklärungen, das Justizministerium hätte in keiner Weise versucht, das Reineidsverfahren Loeb zu beeinflussen, aufrechterhalten müsse. Er teilte weiter mit, daß eine Untersuchung im Gange sei, die von der Generalsstaatsanwaltschaft in Jena geführt werde, deren Ergebnis aber noch nicht vorliege.

Auf die Erklärung der Regierung antwortete Oberstaatsanwalt Dr. Frieders weiter, daß ein objektiver Beobachter schon aus dem Inhalt der Erklärung zweifelsfrei habe den Eindruck gewinnen müssen, daß Maßnahmen von Dienststellen, welche zwischen der Person des Justizministers und dem Oberstaatsanwalt stehen, in dem fraglichen Verfahren getroffen worden sind, die unmöglich ohne Rückwirkung auf die sachliche Erledigung bleiben konnten, namentlich wenn sie sich gegen Schluß des Verfahrens offensichtlich häuften.

„Wenn es dann noch vorgekommen ist“, heißt es in der letzten Erklärung der Rechtsbeistände des Oberstaatsanwalts, „daß in sog. wichtigen oder schwierigen Verfahren außerhalb der Justiz stehende Behörden mitwirkten und der Staatsanwaltschaft gegenüber autoritativ auftraten, müssen solche Einwirkungen von bedenklichen

## Noten und Nieten.

### Konzertumschau von Kurt Singer.

Am 2. Sinfonieconcert der Staatskapelle bringt Erich Kleiber das gleiche Programm wie in dem Konzert der Volksbühne. Eine große Rücksicht auf die verschiedene Artung des Publikums an den beiden Stätten wird also nicht genommen. Da dies auch im vorigen Jahr mehrfach geschah, so muß es als ein Akt der Bequemlichkeit vermerkt werden. In diesen beiden letzten Konzerten allerdings stand kaum ein problematisches Werk zur Diskussion, teils, das andere Herzen und Ohren beanspruchte, als die der musikalischen Empfänglichen, also Zuhörenden. Kleiber war bei der Rosamunden-Ouvertüre und bei dem Vortrag Straußscher und Busonischer Walzer ganz elementarer Musikant. Nicht so bei der 8. Sinfonie von Beethoven. Kein Mensch hat das Recht, als Hörer zu verlangen, daß ein Werk nach seinen eigenen Vorstellungen von Tempo, Dynamik und Ausdruck erklingt. Keiner darf sich auch nur auf die traditionelle Wiedergabe unter der Hand eines berühmten Führer berufen. Weingartner, Nikisch, Strauß haben dieser 8. Sinfonie gegenüber auch ihre Auslegungsnuancen gehabt. Das Werk steht nicht so fest im Bewußtsein der Dirigenten und des Publikums, daß nicht einer kommen könnte und das Werk auf seine Art umgestaltet. Das hat Kleiber aber in einer Art fertiggebracht, die ganzen Perioden, ja den beiden Sätzen gegenüber keinerlei innere Berechtigung mehr mit sich führt. Aus einem gelockerten, heiteren, dem Pathos und der Tragik entrandeten Werk machte er ein schwermütiges, in den Details viel zu stark herausgearbeitetes Erlebnis. Wenn kein anderer gegen die Unsicherheit des Rhythmus im 2. Satz, gegen die gar zu gepreßte Manier des Renuetts Einspruch erheben darf, so tut es doch Beethoven selbst, dessen Tempowünsche in seinen Stimmbüchern verzeichnet sind. Die Sinfonie schien vollends im letzten Satz, der einen Hymnus auf die Lebensfreude darstellt, geradezu gegen Beethoven ausgesagt. Viele Schwächen des Werks, die auch große Musiker ein ungerechtes Vorurteil niemals ganz unterdrücken ließen, wurden demonstrativ dargestellt. Es schadet auch einem so hervorragenden Kapellmeister wie Kleiber nichts, wenn er sich in der Geschichte und in der Biographie nach derartigen Dingen umsieht. Es würde der Staatsoperkapelle auch nichts schaden, wenn ihre Programmblätter mit größerer Sachkenntnis geschrieben würden. Es genügt nicht, ein paar vorzügliche Sätze aus Beethovens „Beethoven“ zu zitieren, und es ist vollends eine Irreführung, wenn z. B. die historische Tatsache des Kanons auf Wälzels Metronom (2. Satz der 8. Sinfonie) ins Reich der Fabel verwiesen wird.

Die Programmblätter der Philharmonischen Konzerte sind wesentlich gründlicher, aber mit 1. März weit überbezahlt. Es muß einmal öffentlich darauf hingewiesen werden, daß die Konzertveranstalter, die über schlechten Besuch klagen, durch eine übermäßige Verteuerung von Programm und Garderobe langsam auch die willigsten Zuhörer rebellisch machen. Furtwängler dirigierte die 2. Sinfonie von Beethoven mit der ihm eigenen großzügigen Linienführung, das Larghetto besonders bestechend darstellend. Den letzten Satz unterstrich er in seiner doch nur fern an den titanischen Beethoven gemahnenden Kraft viel zu sehr. Als Erstaufführung brachte

er „Parergon zur Sinfonia Domestica“ von Richard Strauß. Dieses Klavierstück ist für den einarmigen Paul Wittgenstein geschrieben, der eine respektable Befähigung sowohl technisch wie bezüglich des pianistischen Ausdrucks bei der Wiedergabe zuwege brachte. Viel Erleben steckt allerdings in diesen Techniken und Fingerübungen, die Richard Strauß selber mit der linken Hand hingeworfen zu haben scheint, nicht. Diese Art von Komposition gehört durchaus in das Gebiet des Kunstgerades und der Kunst, der bestellten Arbeit. Eine Vertiefung der Domestikgedanken ist nicht erreicht, vielleicht nicht einmal angestrebt gewesen. Auch die Realität in dem Sinfonieconcert von Emil Bohnke war eine Riete. Rudolf Wengelbergs sinfonische „Elegie“ klingt gut, als Orchestermaler stellt dieser bekannte holländische Organistator seinen Mann. Was aber erlingen, befecht klingen, einen Inhalt darstellen soll, wird nicht ersichtlich. Es ist eine elegant und flüssig geschriebene Studie über fehlende Thematik. Eine innere Anlehnung an Mahler ist unverkennbar. Frau K. W. A. S. odapp spielte das Concertino von Busoni, das die schöpferische Phantasie des verstorbenen Meisters nicht gerade auf höchsten Pfaden sieht, mit der ihr eigenen plastischen Art des Ausdrucks.

Von den abgeleiteten Darbietungen des Rosé-Quartetts, von der imponierenden Gestaltungsgabe im Lied durch Wilhelm Guttmann und von dem Schönklang des Baritonisten Rehelempfer kann nur mit einem kurzen Wort der Anerkennung gesprochen sein. Alle Genannten gehören zu den Auserwählten des Publikums. Von Ellen Saatzweber-Schlieper kann man es leider nicht behaupten. Sie ist eine durchschnittlich begabte Pianistin, die im Forte zwar eindringlich zu wirken vermag, deren Pianissimo aber zusammenhanglos und ohne Duft ist, zumal sie durch schlechte Bedarfsbehandlung die Kontinuität des Eindrucks noch verringert. Eine Chopin-Spielerin ist sie nun schon gar nicht. Ein paar kleine Richtigkeiten von Erich Sebald spielte sie mit Erfolg und Überfließ dann dem Geiger Felix Berber, der immer noch einen wundervollen Ton seinem Instrument entlockt, das stärker wirkende Wort.

Im Konzert des „Gemischten Chors“ konnten wir wiederum die außerordentlichen Führeigenschaften des jungen Jascha Horenstein bewundern. Er ist einer der wenigen Chor-dirigenten, die ernsthaft an ihrem Material arbeiten und künstlerischen Geschmacks beweisen. Die vorgetragenen, zum Teil recht schwierigen Gesänge von Krieger und Brahms, die russischen Arbeiterlieder und deutschen Volkslieder erklangen in seltener Tonreinheit und mit so vornehmen Nuancierungen im Vortrag, wie sie im A-cappella-Gesang selten geworden sind. Emma von Stellen konnte den Mahler-Liedern kaum äußerlich gerecht werden. Wahrscheinlich hinderte eine Indisposition sie an einer irgendwie bemerkbaren inneren Erfüllung der Gesänge.

Der Mendelssohnsche Chor lud zu einer Aufführung der „Schöpfung“ in der Kirche. Die Besetzung des Orchesters und des Chors war aktuell nicht sehr günstig. Was der gemischte Chor leistete, war dennoch sehr anerkennenswert. Frauen und Männer schienen mit innerer Freude bei der Sache zu sein. Für die Disziplin darf der Kapellmeister Ewald Mendel als verantwortlicher Lehrer und Leiter gelobt werden. Seine Art, das Orchester zu führen, ist allerdings noch eine recht ungelante. Es dürfte z. B. selbst bei einem

geübteren Musikerensemble als dem Berliner Orchesterverein schwer sein, einen sechsachtel Takt, der zudem noch Synchronisierungen zeigt, mit zwei einfachen Auf- und Abzählungen zu exekutieren. Von den Solisten führte nur Klaus Hülsen (Tenor) eine eindringliche Gesangsprache. Hauschild sang consequent zu tief, und Frau Festschas Köhn-Wilhelm hat bei gutem Material noch nicht die Lockerheit der Stimme, die für den Gabriel notwendig ist.

Der Roman als Junkspiel. Im Rundfunk gab es gestern ein neues und bedeutsames Experiment, nämlich einen Funkroman. Einen Roman im Radio einfach vorzulesen, wäre gegen jede innere Geschmähigkeit dieses Mechanismus. Das Radio kann geben, was das Buch nur ahnen läßt: den Nebenton, den Unterton, das Drum und Dran alles Geschehnistrubels, ganz realistisch, ganz stilisiert auch, aber immer ungemein wirksam; man bleibt nicht Leser oder Hörer, sondern wird Mit erleber einer Gegenwart. Der Schöpfer des gestrigen Funkspiels ist H. J. Grammatik, der Titel des Romans „Die Katastrophe“. Das Manuskript, das in wöchentlichen Fortsetzungen gelesen werden soll, schildert eine zeitbewegte Handlung aus dem Leben eines Großindustriellen, es will darüber hinaus philosophisch, tagüberhörend sein. Es geht nach den Boranbindungen um große Dinge in dem Roman. Ob die literarischen Qualitäten zur Meistersung ausreichen, das kann nach dem ersten Abend noch nicht entschieden werden. Ebenfalls läßt sich über die akustischen Werte des Spiels sagen. Nur einige Anregungen: das Untermales, das gewissermaßen ein Ausmalen darstellt, ist richtig, wenn es großzügig angewandt wird; wenn es aber im Text heißt: „In der Ferne läutet die Klingel der Anstalt“, und schon hört man sie wirklich läuten, dann ist das kitsch, heillos kitsch. Später folgt ein Dialog. Ausgezeichnet, daß er von zwei Personen, also dramatisch, gelesen wird. Ausgezeichnet auch, daß einmal Klappstöße zu hören sind, wo im Manuskript vermutlich zu lesen ist: „Es klopf!“ Abzustellen ist hingegen, daß der Verbindungsstern von jemandem gelesen wird, der gleichzeitig im Dialog beteiligt ist. Herr Braun kann viel und tut viel. Nicht vor dem Jubelstöhnen, aber vor dem Jubelstöhnen muß er sich hüten. — Trotzdem war das Ganze ein Sieg des Prinzips. Aber es gibt so etwas wie ein Radiofingerphengeseühl. Man möchte es gern einmal kennenlernen.

Hubert Reuß, der frühere Intendant des Oberbairischen Städtebühnen-Theaters, hat in seiner Berliner Wohnung Selbstmord begangen. Er war während des Krieges Leiter des Deutschen Theaters in Danzig. In Berlin imigrierte er im Kleinen Theater die viel besprochenen Aufführungen von „Sanktens“, „Meigen“, „Wirtschaftliche Not hat ihn jetzt in den Tod getrieben.“

Im Rahmen der Vorträge zur Andersen-Ausstellung spricht Professor Dr. W. Andersen aus Kopenhagen am 9. abends 8 Uhr, in der alten Aula der Universität. Unter den Vätern, aber „Der bänische Stern in Andersen's Märchen“. Der Vortrag Prof. Patersons über „Andersens Leben und Werke“ wird am 11., abends 7 Uhr, in der Urania wiederholt.

Der neue Akademiedirektor für Dresden. Der Maler Paul Döler soll in zum Direktor der Kunstakademie in Dresden ernannt werden. Der Künstler, der früher in Berlin wirkte, steht seit sechs Jahren einer Klasse an der Dresdener Hochschule vor und hat auch schon früher die Leitung der Akademie innegehabt.

# Der Finanzausgleich im Landtag.

## Abänderungsanträge der Parteien. — Im allgemeinen Zustimmung.

Im weiteren Verlauf der gestrigen Landtagsitzung befragte sich Abg. Meyer-Ragdeburg (Dnat.) über den Mangel an akademischen Lehrkräften in Ostpreußen.

Abg. Widdermann (Z.) verwarf sich dagegen, als ob das Zentrum verlange, daß jetzt das ganze höhere Schulwesen in Preußen belohnungsmäßig gestaltet werden solle.

Abg. Dr. Steffens (D. Sp.) erklärt, die Provinzialschulkollegien müßten mehr vereinfacht, die Oberschulräte höher gestuft werden.

Abg. Korf (Komm.) macht dem Staat den Vorwurf, er halte nicht sein Versprechen bezüglich der in der Verfassung festgelegten Lehr- und Lehrmittelfreiheit, weil er die Mittel für die Vorbereitungen des Bürgerkrieges brauche.

Abg. Dr. Bohmer (Dem.) weist im Anschluß an die Angriffe gegen den Minister, bezüglich der Feststellung der parteipolitischen Zugehörigkeit seiner Beamten darauf hin,

daß unter dem alten Regime die Schulabteilungen der Regierungen von der Polizei Mitteilungen über die Parteizugehörigkeit der Lehrer bekommen hätten.

Gegen die parteipolitische Beeinflussung der Schulen, besonders gegen die verdeckte, hätten die Demokraten die größten Bedenken. Das Ministerium müsse der Tatsache abhelfen, daß in mehreren Fällen die Schuldirektoren den Erlaß über die Entpolitisierung nicht bekanntgegeben haben.

Abg. Deneske (Böf.) wünscht, daß die Mitarbeit jüdischer Lehrer abgelehrt wird. (Großer Lärm links.)

Nach Ausführungen der Abg. Frau v. Tilling (Dnat.) und Frau Bronka (Z.) erwähnte ein Vertreter der Schulverwaltung, daß die neue Reifeprüfungsordnung nicht schon zu Ostern 1926 in Kraft gesetzt werde, weil man nichts überstürzen wolle. Eine der bedeutendsten Erwerbungen seien die Aufbauschulen.

Kultusminister Becker erklärt, daß er die Forderung auf Herabsetzung der Pflichtstundenzahl und der Klassenfrequenz aus pädagogischen Gründen für berechtigt halte, daß bisher aber noch keine Einigung mit der Finanzverwaltung erzielt werden konnte.

Abg. Frau Dr. Klauhnert (Dem.) meinte, die Privatschulen könnten solange unterstützt werden, bis die Verstaatlichung durchgeführt ist.

Ministerialrat du Mesnil betont, daß bei der Verstaatlichung von Lehranstalten geprüft werden müsse, ob die Anstalt nach ihrer ganzen Struktur und Entwicklung erhaltungswürdig sei.

Abg. Grebe (Z.): Die Anstellungsverhältnisse müssen sich zwischen Studienräten und Hilfskräften das alte Verhältnis 13:1 wiederhergestellt werden. Bei der Aufstellung der Anwärterliste muß der dauernde Unterrichtsbedarf als Grundlage genommen werden. Die Studienassessoren, die nicht in die Anwärterliste aufgenommen sind, müssen baldigst Gewißheit über ihre Zukunft erhalten.

Die Prüfung der Studienassessoren wird nach Mitteilungen aus dem Lande sehr stark gehandhabt. Ist es richtig, daß durchschnittlich 50 Proz. die Prüfung nicht bestehen?

Dann bestehen Mängel in der Vorbereitung oder in der Art der Prüfung, die beseitigt werden müssen.

Nach persönlichen Bemerkungen geht der Landtag über zur dritten allgemeinen Besprechung, die sich über die Unterstätten, das Charitèkrankenhaus in Berlin, das technische Unterrichtswesen und sonstige wissenschaftliche Anstalten und Zwecke erstrecken soll. Nach Ausführungen des Abg. Dr. Köhler-Greifswald (Dnat.) erhört

### Abg. Dr. Waenig (Soz.)

das Wort: Die öffentlichen Manifestationen unserer Hochschulen zeigen vielfach die auffälligsten und befreudlichsten Charakterzüge. Zur Totenfeier des Reichspräsidenten Ebert ist am 1. März 1925 in der Aula der Technischen Hochschule in Charlottenburg eine Rede gehalten worden, die an Verherrlichung der Republik und des demokratischen Gedankens nichts zu wünschen übrig ließ. (Redner verliest einen Teil der Rede.) Zur selben Stunde hielt der Kultusminister bei Anwesenheit der Reichspräsidenten eine Rede, die dem Verstorbenen durchaus gerecht wurde. Bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit hören wir auch von Universitätsprofessoren die Behauptung, daß wir gegen die Kriegsschuldfrage keinen Widerspruch erheben hätten. Das ist eine glatte Unwahrheit. Die Universitäten haben sich zu Hochburgen der politischen Rüstung entwickelt. Der Untertanengeist aber hat den Untertan Deutschlands herbeigeführt. „Zu neuen Ufern laßt ein neuer Tag!“ Die Befreiung der Deutschen muß von innen heraus geschehen. Hier darf der Kultusminister nicht in Halbheit stehen bleiben.

Minister Becker: Ich bedauere diesen Pessimismus. Ich treibe keine Schaupolitik auf dem Gebiete des Universitätswesens. Wir sprechen hier von der Stellung der Hochschulen zum preussischen Staat, und gerade hier hat meine Politik Erfolg gehabt, indem in wenigen Jahren die Einmischung der Universitäten zum Staat sich so grundlegend verändert hat.

Abg. Dr. Causcher (Z.) teilt namens seiner Partei völlig den Standpunkt des Ministers bezüglich des Hochschulwesens. Die vom Ministerium erzielten Erfolge seien zu begrüßen. Die politischen Entlassungen der Hochschullehrer müßten endlich aufhören. Der Redner bezeichnet die Simultanische als eine Zwangseinheitsschule, die aus dem Geist der Kaserne geboren sei und die man bei anderen Völkern nicht kenne.

Abg. Dr. Steffens (D. Sp.) wünscht, daß die Wissenschaft finanziell besser unterstützt werde.

Dann wird die Besprechung abgebrochen und das Haus läßt nach 6 Uhr eine Pause eintreten. Um 7 Uhr beginnt die Abenditzung, auf der der Finanzausgleich auf der Tagesordnung steht.

Die Abenditzung des Landtags beschäftigt als einziger Gegenstand die zweite Beratung der Novelle zum preussischen Ausführungsgesetz zum Finanzausgleichsgesetz.

Die Regierungsvorlage verlängert das am 1. April 1926 ablaufende Ausführungsgesetz bis zum 1. April 1927, dem Termin, an dem nach der Reichsgegesetzgebung die Länder und Gemeinden das Recht der selbständigen Erhebung von Steuern zuschlagen erhalten sollen. Die wesentlichen Änderungen, die die Regierungsvorlage mit der Verlängerung verbindet, bestehen darin, daß die Gemeinden und Landkreise vom Umsatztsteueranteil 50 Proz. erhalten sollen, während sie bisher drei Fünftel, der Staat zwei Fünftel erhielten. Die Garantie des Aufkommens aus der Einkommen- und Körperschaftsteuer soll von 80 auf 90 Proz. erhöht werden. Im ganzen bringt der Finanzausgleich, wie in der Begründung der Regierungsvorlage hervorgehoben wird, für das zweite Halbjahr dem preussischen Staat

einen Einnahmehausfall von 27 Millionen,

welch dem durch den geringeren Länderanteil an der Einkommen- und Körperschaftsteuer entstehenden Ausfall von 94,5 Millionen nur eine Verbesserung von 67,5 Millionen durch die Erhöhung der Beteiligung an der Umsatztsteuer gegenübersteht. Durch die in der Regierungsvorlage vorgeschlagene Erhöhung des Staatsanteils an der Umsatztsteuer wird die Wirkung erzielt, daß von dem Verlust für das Rechnungsjahr 1925 der Staat 4, die Gemeinden aber 23 Millionen tragen. Diese Einkommensschwächung der Gemeinden will die Regierung teilweise dadurch ausgleichen, daß in Zukunft die Verwaltungsgeschühren für Auftragsbehandlungen, die bisher zwischen Staat und Gemeinde geteilt wurden, den Gemeinden in voller Höhe zustehen sollen.

### Der Hauptausgleich des Landtags.

Über dessen Verhandlungen Abg. Grebler (Dem.) berichtet, hat die Regierungsvorlage in mehreren Punkten zugunsten der Gemeinden geändert. So soll der Gemeindeanteil an der Umsatztsteuer von 50 auf 55 Proz., die Garantie für das Aufkommen aus der Einkommen- und Körperschaftsteuer von 90 auf 100 Proz. erhöht werden. Von dem Gemeindeanteil an der Hauszinssteuer erhalten die Stadt- und Landkreise nach Maßgabe des örtlichen Aufkommens; der Rest wird auf die Stadt- und Landgemeinden im Verhältnis der Bevölkerungszahl verteilt, nach Abzug eines Betrages, der nach dem Ausschlußbeschluss 8 Proz., nach der Regierungsvorlage 3 Proz. betragen soll.

In der allgemeinen Aussprache erklärt sich Abg. Dr. Neumann (D. Sp.) für einen Umsatztsteueranteil von 55 Proz. für die Gemeinden. Er wünscht aber eine Beschränkung der Geltungsdauer der Gesetzesbestimmungen auf das laufende Jahr. Bei der Berechtigung der Hauszinssteuer sei die große Mehrzahl seiner politischen Freunde der Ansicht, daß auch hier die Verteilung nach dem Bedarf voranzugehen müsse. Die Deutsche Volkspartei beantrage die Befristung des Gesetzes bis zum 31. März 1926.

Abg. Stoll (Komm.) bezeichnet den Gesetzentwurf als eine Bankrotterklärung des jetzigen Finanzsystems.

Abg. Heden (Dnat.) begründet eine Reihe von Abänderungsanträgen seiner Fraktion und beantragt, daß der Gesetzentwurf nur verabschiedet werde im Zusammenhang mit einer Neuregelung der Hauszinssteuer und der Wegebeiträge sowie nach Vorlage der Richtlinien für die Ausgestaltung der Wertwachststeuer.

Abg. Müller-Fronken (Wirtsch. Vereinigung) begrüßt den in dem Gesetz zum Ausdruck kommenden Grundgedanken der allgemeinen Solidarität, den Grundgedanken, daß die Stärken zugunsten der Schwächeren opfern sollen. Um so weniger sei es verständlich, wenn den Deutschen, die sich in letzter Zeit als potenteste Vertreter des Mittelstandes aufstellten, die Bestimmungen dieser Art gegenüber den Ausschlußbeschlüssen noch verschärft werden wollten.

Abg. Coenrich (Z.) bezeichnet die Tendenz der Regierungsvorlage als gefährlich, daß der Staat in erster Linie zugunsten der Gemeinden berücksichtigt werden müsse. Der Redner tritt für die Ausschufanträge ein.

### Abg. Leinert (Soz.)

stimmt für seine Partei dem Gesetzentwurf in der Fassung des Ausschusses zu. Für eine Begrenzung des Gesetzes auf das Jahr 1925 läßt die Sozialdemokratie keinen Anlaß. Unterlagen für eine Neuregelung für das Jahr 1926 förmlich gar nicht vorliegen, zumal zwei Drittel des Rechnungsjahres 1925 bereits vergangen sind. Die allgemeinen Klagen über die mangelnde Sparsamkeit seitens der Gemeinden trafen nicht zu. Viele Gemeinden trieben größere Sparsamkeit als oft die Parlamente. Die Selbstverwaltung der Gemeinden würde durch das Kontrollrecht der Aufsichtsbehörde, die beschlossene Steuern herabschneiden kann, entscheidend beschnitten. Dagegen hat sich aber der deutschnationalen Redner nicht gemandt. Die Gemeinden können nicht verpflichtet werden, die Wertwachststeuer einzuführen, wir warten in dieser Hinsicht die reichsgesetzliche Regelung ab. In der Berücksichtigung der Höhe der Kinderzahl sehen wir keine Ungerechtigkeit. Gerade die Gemeinden mit einer relativ großen Kinderzahl haben für den Unterricht höhere Ausgaben zu machen. Auf die Dauer kann allerdings die Kinderzahl kein Maßstab für die Verteilung sein. Unsere endgültige Stellungnahme zur Hauszinssteuer behalten wir einer späteren Zeit vor.

Abg. Schmiljan (Dem.) erklärt, leider entspräche die jetzige Regelung noch nicht den Forderungen, die die Länder stellen müssen. Dem vorliegenden Gesetzentwurf werde seine Fraktion zustimmen.

Damit schließt die Aussprache. Die zweite Beratung der Vorlage wird erledigt. Die Abstimmungen finden am Freitag statt. Freitag 11 Uhr: Weiterberatung des Kultusetats.

Folgen für die Strafrechtspflege sein. Lediglich die Beseitigung herabiger, für das Ansehen, die Objektivität und die Arbeitsmöglichkeit der Staatsanwaltschaft (schädlicher Zustände wird von Oberstaatsanwalt Dr. Frieders angelehrt. Auch erscheint es zu diesem Zweck dringend notwendig, daß die sehr oft unangemessene und unsachkundige Behandlung der Staatsanwaltschaft und ihrer Beamten seitens dieser Dienststellen in Zukunft unterbleibt.

Dieser Kampf mit Erklärungen enthält immer standalösere Zustände in der Thüringer „Ordnungs“-Regierung.

Die Verantwortung für den Justizskandal trägt der Justizminister Beutheuser. Herr Beutheuser ist ein prominentes Mitglied der Deutschen Volkspartei. Er gehörte ihrem Vorstand an, er ist Reichstagsabgeordneter der Volkspartei. Er kompromittiert die Justiz in unerträglicher Weise. Es wäre interessant zu erfahren, wie die Deutsche Volkspartei sich zu dem Justizskandal in Thüringen stellt. Es ist doch immerhin interessant, daß Herr Beutheuser der Fraktionstollege von Professor Rahl, einen der ersten und geachteten Rechtslehrer, ist.

## Räumung Kölns — Militärkontrolle bleibt.

### Voraussetzliche Beschlüsse der Vorkonferenz.

Paris, 5. November. (Eigener Drahtbericht.) Unterrichtete Persönlichkeiten sind der Auffassung, daß die Vorkonferenz dem von der deutschen Regierung an den Tag gelegten und in dem Bericht des Marschalls Hoch ausdrücklich anerkannten guten Willen in der Durchführung der Entlassungsvorschriften durch den Beschluß auf baldige Räumung Kölns Rechnung tragen wird, daß sie aber andererseits im Hinblick auf die noch immer vorhandenen Beanstandungen hinsichtlich der Organisation des Generalstabs, der Verringerung der Polizei und des Fortbestandes der Geheimorganisationen die einseitige Aufrechterhaltung der militärischen Kontrollkommission in Berlin beschließen dürfte. Sie soll erst dann auf die zuständigen Organe des Völkerbundes übergehen, wenn Deutschland auch in den obengenannten drei Punkten die Entlassungsvorschriften erfüllt haben wird.

## Einstellung der belgischen Kriegsprozesse.

Brüssel, 5. November. (Eigener Drahtbericht.) Durch ein Rundschreiben des belgischen Justizministers wird die Niederschlagung aller Kriegsverbrecher-Verfahren sowie die Richtvollstreckung aller bereits gefällten Urteile dieser Art angeordnet. Dieses Rundschreiben erfolgte auf Kabinettsbeschluss und ist eine Auswirkung der Konferenz von Locarno.

## Die Fememorde.

### Ausdehnung der Veruntersuchung.

Landberg a. d. W., 5. November. (BS.) Der Untersuchungsrichter beim Landgericht Landberg hat neuerdings die wegen der Fememorde Brauer und Greßte eingeleitete Voruntersuchung, die unter dem Ruhum Schürb und Genossen gegen Oberleutnant Schulz und seine Helfer geführt wird, auf weitere Angehörige dieser Kreise ausgedehnt. Es handelt sich dabei um Oberleutnant Hildebrandt, Dr. Hüßner und Oberleutnant Eigenbed, die seinerzeit auf Antrag ihres Verteidigers, Rechtsanwalt P. Bloch (Bettin) aus der Haft entlassen worden waren und gegen die nunmehr die Voruntersuchung wegen Beihilfe an den erwähnten Mordtaten eröffnet worden ist. Oberleutnant Hildebrandt war Beauftragter des Arbeitskommandos Hahnberg, Oberleutnant Eigenbed Führer des Arbeitskommandos Potsdam.

## Mussolinis Attentat.

### Die Geschichte mit dem Gewehr.

Rom, 5. November. (EP.) Ueber den Mordanschlag gegen Mussolini werden die ersten Einzelheiten berichtet: In einem Zimmer des gegenüber dem Palazzo Chigi, dem Sitz des Ministerpräsidenten und dem Ministerium des Äußern gelegenen Hotels hatten die Verschwörer bereits ein Gewehr bereitgestellt (H), mit dem sie durch das Fenster Mussolini in seinem gegenüberliegenden Arbeitszimmer am Schreibtisch hätten erschließen können. (?) Der Anschlag wurde aber rechtzeitig entdeckt und vereitelt. Als Haupttäter wird Zaniboni betrachtet. Mussolini hätte sein Arbeitszimmer und das Zimmer für die Empfänge befehligen im ersten Stockwerk des Palazzo Chigi, das zwei Fenster nach der Straße hat. (Nach anderen Meldungen wurde Zaniboni angetroffen, als er Bomben vorbereitete. Red. d. „B.“)

## Mussolini warnt vor Gewalttaten und empfängt Glückwünsche.

Rom, 5. Oktober. (Meldung der Agenzia Stefani.) Die heute nachmittag von der Agenzia Stefani verbreitete Nachricht von der Entdeckung eines gegen Mussolini geplanten Attentates rief in ganz Italien eine lebhaftige Erregung hervor. Die Zeitungen veröffentlichten Sonderausgaben mit der Nachricht und äußerten in ihren Kommentaren dazu Enttäuschung über die Schuldigen.

Mussolini sandte ein Rundschreiben an die Präsesen, in dem er sie aufforderte, energisch Vergeltungsmaßnahmen zu verhindern.

Die Leitung der faschistischen Partei befahl allen italienischen Faschisten, sich jeglicher Gewalttat gegenüber Gegnern zu enthalten.

Mussolini empfing bereits sehr viele Glückwunschedepeschen. Die erste, die einging, war die des Königs, der noch gestern abend vom Minister des Innern Federzoni unterrichtet wurde. Dieser hat seine Reise nach Tostano unterbrochen und ist nach Rom zurückgekehrt.

Heute abend werden in ganz Italien Kundgebungen der Freude über die Vereitlung des Attentats auf Mussolini veranstaltet werden. Nach Blättermeldungen befindet sich unter den Verhafteten ein Redakteur einer nichtfaschistischen Zeitung (und zwar, nach weiteren Meldungen, des katholischen Blattes „Popolo“). Red. d. „B.“)

## Militärische Besetzungen und Hausdurchsuchungen in Mailand.

Mailand, 5. Oktober. (EP.) Auf Weisung von Rom hat der Polizeidirektor von Mailand nach Bekanntwerden des Komplotts durch Carabinieri die Redaktion der sozialistischen Zeitung „Giustizia“ sowie die Räume der Arbeitskommission, den Sitz der sozialistischen Partei und die Freimaurerloge besetzen lassen. Außerdem wurden von Geheimpolizisten Hausdurchsuchungen vorgenommen.

## Mussolini hält Kriegsreden.

In Italien feiert das Regime Mussolinis alljährlich die Wiederkehr des 4. November 1918, als auf das Gerücht von dem angeblich bereits abgeschlossenen Waffenstillstand sich österreichische Truppen den Italienern regimentenweise ergeben haben. Das ist der „Sieg“

von Beneto. Am Mittwoch hat Mussolini zur Feier des großen Tages eine Rede gehalten, in der er eine Unterlassung wieder gut zu machen suchte, deren er sich kürzlich in Locarno notgedrungen schuldig gemacht hatte. In den Tagen der Konferenz, als die Ankunft des „Duce“ am Ort der Verhandlungen Deutschlands mit den Alliierten allzu pomphast angeündigt worden war, hatte es auch geheißen, daß Mussolini die sogenannte Brennerfrage aufs Tapet zu bringen gedente. Er hat jedoch davon Abstand nehmen müssen. Jetzt hat er die „heiligen unerschütterlichen Grenzen des Brenners“ proklamiert und in einer faschistischen Flugschrift wird gesagt, der Brenner sei nicht das Ziel, sondern nur ein Ausgangspunkt gegen Norden. Das ist die Antikündigung des bei erster Gelegenheit von Italien zu inzierenden Landraubs an dem wehrlosen Deutschösterreich!

Im Wiener Bäckereistral empfiehlt die Streikkommission den Arbeitern, die vom Anagnasamt vorgeschlagene teilweise Erfüllung der Lohnforderung anzunehmen. Die Vertrauensmänner lagen am heutigen Freitagmorgen.

## Dipl. rer. oec. und British Ambassador.

In der „Deutschen Zeitung“ verkündet ein H. R. Frigische, statt Leunant d. R. „Dipl. rer. oec.“ seinem Namen vorausschickend, der stammenden Befürchtung, daß und wie er den Großbritanniischen Botschafter instruiert hat. Er ging einfach hin und sagte dem Lord d'Aberton, was die deutsche Ansicht über Locarno sei. Man wird erwarten dürfen, daß der Botschafter nicht unterlassen hat,

diese Belehrung (Scheinwitz) seinem Vorgesetzten Chamberlain schriftlich zu drahten und es wird nur billig sein, wenn sich dafür der Hofenbandorden auf das Stahlhelme Frigische-Haupt herniederlegt.

Der russische Botschafter Brodowski, den der Dipl. rer. oec. nach besuchte, verabschiedete ihn lächelnd, indem er ihn zu den Polen schickte. Ob Aussicht auf den Orden vom Roten Sowjetstern besteht, der fünfzig ist, wird die Zukunft lehren.

Dem polnischen Gesandten hat Frigische, wie er berichtet, seine Meinung nicht sagen können, weil dieser fern von Berlin sei. Herr Frigische nahm also damit vorlieb, sich von dem ersten Gesandtschaftssekretär — mit kleineren Leuten als Millionschefs und ihren Stellvertretern tut er es nicht — versichern zu lassen, daß Polen seine ehemals preussischen Gebiete nicht hergeben wolle. Und obwohl der Sekretär ihm sagte, die Einstellung der Opantenausweisungen sei eine Folge von Locarno, behauptet der Dipl. (nicht Diplomat, sondern) rer. oec., sofort nach Ueberreichung der Locarno-Verträge werde Polen die Opantien erst recht austreiben. Als ob nicht viel eher ein Scheitern der Locarno-Verträge an Deutschland Unfreundlichkeiten der Ententestaaten wahrscheinlich machte!

Über schon erklärt die polnische Gesandtschaft, daß der Gesandte — ganz im Gegensatz zu Frigisches Darstellung — seit der zweiten Dezemberhälfte in Berlin ist, aber es abgelehnt habe, Herrn Frigische ein Interview zu gewähren. Das heißt wohl: Ihm Rede zu stehen; als ebenso falsch erklärt die Gesandtschaft, was Frigische als wörtliche Äußerungen des Sekretärs wiedergibt. D. völkische Schmach, farmatische Senge sehen sie laufen...

# Gewerkschaftsbewegung

## Keine Einigung in der Chemischen Industrie.

Frankfurt am Main, 5. November. (WFB.) Zur Unterzeichnung des Arbeitsministers über den Lohnstreik in der chemischen Industrie der Provinz Hessen-Nassau und des Freistaats Hessen waren die Parteien heute zu einer unerbittlichen Aussprache in das Reichsarbeitsministerium geladen. Die Bemühungen des Vertreters des Reichsarbeitsministers, Oberregierungsrat Albrecht, eine Einigung herbeizuführen, führten zu keinem Erfolg. Der Aussprache wohnten die beiden Schlichter, Gewerberat Schilling (Hanau) und Oberregierungsrat Dr. Bernheim (Darmstadt) bei. Dem Reichsarbeitsminister persönlich wird nunmehr von seinem Vertreter ein Vortrag gehalten werden. Von der Entscheidung des Ministers hängt es ab, ob von Amts wegen ein Schiedsverfahren angeordnet werden wird.

## Krise im Berliner Verkehrsgewerbe.

### Auch die Omnibusgesellschaft lehnt ab.

Die Lohnverträge in den Berliner Verkehrsbetrieben, die am 15. Mai h. J. zu 1. Juni dieses Jahres durch Schiedspruch abgeschlossen worden sind, liefen am 31. Oktober ab. Die nach Lebens- und Dienstalter gestaffelten Löhne sind in allen Betrieben, mit wenigen Ausnahmen, die gleichen. Sie betragen im Durchschnitt für Handwerker 77,4, Angelernte 66,3, ungelernete Arbeiter 61,2 Pf. und für Arbeiterinnen 47,7 bzw. 43,3 Pf. Dazu zählt die Hochbahn an Kinderbeihilfe 2 Pf., Kasse und Straßenbahn für die Frau und jedes Kind je 3 Pf. die Stunde. Die in der langen, über sechsmonatigen Vertragsdauer steigende Teuerung zwang die Belegschaften, Ende August durch ihre Berufsorganisationen die Leitungen der drei Verkehrsbetriebe aufzufordern, entsprechend der verteuerten Lebenshaltung ihre Löhne aufzubessern. Die eingeleiteten Maßnahmen hatten jedoch keinen Erfolg.

### Hochbahn- und Omnibusdirektion

haben die an sie gerichteten Schreiben überhaupt nicht beantwortet; die Leitung der Straßenbahn war zwar zu Verhandlungen bereit, lehnte aber auch jedes Entgegenkommen mit dem Hinweis auf ihre Tarifstreue ab. Mit dieser „Tarifstreue“ hat es überhaupt sein eigenes Bewenden. Sie scheint von der Leitung der Straßenbahn nur in Anspruch genommen zu werden, wenn sie für sie günstig ist. In zahlreichen Fällen, z. B. in der Frage der Arbeitszeit, kann nachgewiesen werden, daß das Personal die Tarifstreue ihrer Leitung weniger gewahrt wird.

Vor Ablauf der Lohnverträge beschloß sich eine gemeinsame Funktionärskonferenz mit der Aufstellung neuer Lohnforderungen. Es bedurfte der Ausbleitung aller Kräfte, um die Forderung auf ein Maß zu bringen, so daß sie nicht als Handelsobjekt dienen konnte, sondern der Notwendigkeit entsprach. Nach erregter Aussprache einigten sich die Funktionäre dahin, eine

### Erhöhung des Stundenlohnes um 10 Pfennige

zu fordern. Das bedeutet eine Aufbesserung der Spitzenlöhne um 13 Prozent. Gemessen an der während der Vertragsdauer eingetretenen Teuerung ist die Forderung mehr als bescheiden. Die Spitzenlöhne in den Verkehrsbetrieben würden selbst bei einer Er-

höhung um 10 Pfennige noch nicht die Löhne erreichen, die im Handels-, Verkehrs- und Transportgewerbe gezahlt werden. Ueber die eingereichten Forderungen wurde am 3. November im Hochbahnbetriebe verhandelt. Alle Bemühungen der Verhandlungskommission, den Arbeitgeberverband Deutscher Straßen-, Klein- und Privatbahnen und die Hochbahnvertreter von der Notwendigkeit der Lohnverträge zu überzeugen, waren fruchtlos. Amütliches statistisches Material wurde glatt verleugnet; die geschilderte Not der Hochbahnerfamilien mit Handbewegungen abgetan. Da auf Grund dieses Verhaltens die Verhandlungen scheiterten, werden in den nächsten Tagen die Funktionäre dazu Stellung nehmen.

Am gestrigen Donnerstag wurde mit der Omnibusgesellschaft über die Forderungen der Arbeiter verhandelt. Als Mitglied des obengenannten Arbeitgeberverbandes mußte sie dessen Parolen befolgen und die Forderungen ablehnen.

### Die Berliner Straßenbahn G. m. b. H.

als dritte im Bunde hat die Rolle des Abwärters übernommen. Mit allerlei Winkelzügen und Einwänden verzögert sie die Festsetzung eines Verhandlungstermins. Die Gründe sind zu offensichtlich, um nicht erkannt zu werden. Waren die Verkehrsbediensteten schon empört wegen der Ablehnung jeder Zulage während der Vertragsdauer, so sind sie es jetzt noch mehr. Wenn sich auch die Arbeitgeber der Berliner Verkehrsbetriebe einig zu sein scheinen mit den Arbeitgebern im allgemeinen, so dürfen sie nicht vergessen, daß auch die Arbeitnehmer der Verkehrsbetriebe einig sind. Einig zumindest darin, eine der Verteuerung der Lebenshaltung entsprechende Lohnerhöhung mit allen Mitteln durchzusetzen. Sollte diese Lohnbewegung zu einem offenen Kampf führen, so ist das nicht die Schuld der Arbeitnehmer. Sie kämpfen dann nicht um des Kampfes willen, sondern um ihre und ihrer Familie Erhaltung. Es ist zu erwarten, daß es zu einem solchen Kampf, der auch für die Berliner Bevölkerung die unangenehmsten Folgen haben würde, nicht erst kommen wird.

### Der Schiedspruch für die Gasbetriebsgesellschaft.

In einer Versammlung der Belegschaft der Gasbetriebsgesellschaft wurde mit Rücksicht auf Zustimmung der Belegschaft der städtischen Gaswerke dem Schiedspruch nach scharfer Diskussion zugestimmt. Es steht allerdings noch die Zustimmung der Gasbetriebsgesellschaft aus, doch dürfte, wie wir erfahren, auch diese den Schiedspruch annehmen.

### Die Deutschnationalen gegen die Lehrlinge.

Die Deputation für Handel und Gewerbe beschäftigte sich gestern mit den Richtlinien, nach denen die Verteilung der von der Stadtverordnetenversammlung bewilligten Summe von 100 000 Mark an notleidende Lehrlinge vorgenommen werden soll. Ein Unterschuß hatte Vorschläge an den Richtlinien vorgenommen, die der Mehrheit der Deputation unannehmbar erschienen. Nach Ablehnung der einengenden Kommissionsbeschlüsse, nach denen nur an bereits in der Lehre befindliche Lehrlinge Unterstützungen bezahlt werden sollen, erklärte der deutschnationale Obermeister Vietz, daß er ungeachtet der Menge vorliegender Anträge auf Unterstützung von Lehrlingen die Auszahlung mit allen Mitteln verhindern würde. So wahr der Deutschnationale Vietz die Interessen der Lehrlinge und des Handwerks.

### Schiedsprüche für die Thüringer Metallindustrie.

In der Thüringer Metallindustrie sind in diesen Tagen zwei Schiedsprüche gefällt worden, der eine regelt die Arbeitszeit, der andere bringt eine Erhöhung der Löhne. Die wöchentliche Arbeitszeit kann der Arbeitgeber nach Rücksprache mit der gesetzlichen Betriebsvertretung bis zu 54 Stunden verlängern, wenn ein wirtschaftliches Bedürfnis vorliegt und keine Möglichkeit gegeben ist, erwerbslose Arbeiter einzustellen. Ueber 54 Stunden wöchentlich kann die Arbeitszeit nur im Einvernehmen mit der Betriebsvertretung verlängert werden. Von der 57. Stunde ab wird ein Zuschlag bezahlt. Dieses Arbeitszeitabkommen tritt mit Wirkung vom 1. November in Kraft und kann erstmalig zum 30. Juni 1926 gekündigt werden.

Auf Grund des zweiten Schiedspruches erhöhen sich alle Spitzenlöhne ab 1. November um 4 Pf. pro Stunde, die übrigen Löhne erfahren eine Erhöhung im gleichen Verhältnis (6,25 Proz.); das gleiche gilt für alle Stücklohnpreise. Eine Kündigung ist erstmals zum 31. Januar 1926 zulässig.

### Die Stilllegung blüht immer noch.

Gelsenkirchen, 5. November. (Eigener Drahtbericht.) Die Gelsenkirchener Bergwerks-A. G. sieht sich infolge der ungünstigen Wirtschaftslage gezwungen, Ende November die Tagesanlage des Schwades Pluto-Wilhelm bis auf die unumgänglich notwendigen Einrichtungen für die Seilfahrt, die Wetterführung und die Prellsturzenerzeugung stillzulegen. Infolgedessen dürften etwa 200 Arbeiter und Angehörige entlassen werden. Verhandlungen vor dem Demobilisierungskommissar sind bereits erfolgt.

### Der Schiedspruch im Baugewerbe Westfalens.

Bochum, 5. November. (Eigener Drahtbericht.) Zu dem im Baugewerbe am Mittwoch gefällten Schiedspruch haben die Arbeitnehmervertreter beim Reichsarbeitsminister die Verbindlichkeits-erklärung telegraphisch beantragt. Die Erklärungsfrist lief gestern nachmittag ab. Der vom Schlichter gefällte Schiedspruch wird von den Arbeitgebern als unannehmbar erklärt.

### Die Große Arbeiter-Union in England.

London, 5. November. (Eigener Drahtbericht.) Das Exekutivkomitee der sechs großen Gewerkschaften, die 4 Millionen Arbeiter umfassen, hat in seiner Sitzung am Donnerstag dem Vorschlag auf Errichtung einer „Großen Arbeiter-Union“ zugestimmt. Die neue Allianz umfaßt die Bergarbeitervereinigung, die Nationale Eisenbahner-Union, der sich die Vereinigung der Lokomotivführer und Heizer angeschlossen hat, die Gewerkschaft der Elektrizitätsarbeiter und die der Transportarbeiter. Der Zweck der Allianz soll in erster Linie sein, den Arbeitsstand und den Lohnstandard zu verteidigen, wie überhaupt alle Lebensbedingungen zu fördern oder, wenn es sein muß, zu verteidigen.

### Um die internationale Einheitsfront.

(WFB.) Auf Wunsch des Vorstandes des Internationalen Gewerkschaftsbundes wird dieser am 1. Dezember in London mit dem Generalkonvent des Britischen Gewerkschaftsbundes zu einer Sitzung zusammenzutreten, um zu beraten, auf welche Weise es möglich ist, die russischen Gewerkschaften dem IGB zuzuführen.

Gewerkschaft Deutscher Volksehrer und Volksehrerinnen, Berlin. Die für den 7. November ins Rathaus einberufene Gewerkschaftssitzung 1921 aus Rücksicht wird nach bekanntgegeben.

Verantwortlich für Vollst.: Graf Reuter; Wirtschaft: Felix Salernus; Gewerkschaftsbewegung: Friedr. Schlem; Feuilleton: A. S. Richter; Solches und Sonstiges: Fritz Kersch; Anzeigen: Th. Glöck; sämtlich in Berlin. Verlag: Formschütz-Berlin G. m. b. H., Berlin. Druck: Formschütz-Buchdruckerei und Verlagsanstalt Paul Singer u. Co., Berlin SW 65, Hindenburgstr. 1. Stern 2. Helios und „Unterhaltung und Wissen“.

**Florian-Speisen**  
10 Werbetage  
Hausmacher-Speisen 50 Stk. 1 M  
Delikatess-Speisen 50 Stk. 1 M

**A. Wertheim**  
Leipziger Str. Königstr. Rosenthaler Str. Moritzplatz

**Billionen Lebnsmittel**  
Freitag u. Sonnabend, soweit Vorrat. Leicht verderbliche Artikel können nicht zugesandt werden

**Frisches Fleisch**  
Kalbskamm u. Brust 75 Pf.  
Kalbskeule 90 Pf.  
Hammel-Vorderfleisch 80 Pf.  
Hammelrücken 85 Pf.  
Schweinebauch 120 Pf.  
Schweineschinken 125 Pf.  
Gehacktes Fleisch 80 Pf.  
Rinderkamm 60 Pf.

**Wild und Geflügel**  
Wilde Kaninchen 92 Pf.  
Hasen 98 Pf. u. 120 Pf.  
Hirschragout 45 Pf.  
Hirschblätter 85 u. 95 Pf.  
Hirschrücken 120 u. 130 Pf.  
Hirschkeulen 130 u. 140 Pf.  
Fasanen 2 95 u. 3 25 Pf.  
Brat- u. Suppenhühner 1 40 Pf.

**Goudakäse** 80 Pf.  
Tilsiter und Allgäu 88 Pf.  
Stangenkäse 114 Pf.  
Holl. u. Tilsiter 115 Pf.  
Edamer 120 Pf.  
Schweizerkäse 145 Pf.

**Margarine** 58 Pf.  
Margarine Blaub. 44 Pf.  
Liesenschmalz 95 Pf.  
Tafelbutter 112 Pf.  
Dän. Butter 124 Pf.

**Backartikel**  
Weizenmehl 19 Pf.  
Auszugmehl 22 Pf.  
Auszugmehl 26 Pf.  
Kartoffelmehl 24 Pf.  
Maispuder 24 Pf.  
Weizenpuder 45 Pf.  
Sultaninen 80 Pf.  
Rosinen 75 Pf.  
Korinthen 60 Pf.  
Mandeln 2 90 Pf.  
Mandolersatz 70 Pf.  
Zitronat 320 Pf.

**Heringe** 95 Pf.  
Rotbarse 25 Pf.  
Kabeljau 30 Pf.  
Scheilrische 35 Pf.  
Hechte 125 Pf.  
Karpfen 130 Pf.

**Scheilrische** 38 Pf.  
Bücklinge 40 Pf.  
Fludern 80 Pf.  
Sprotten 65 Pf.  
Goldbarsche 48 Pf.

**Rot-, Wirsing-** 4 Pf.  
Mohrrüben 5 Pf.  
Rote Rüben 6 Pf.  
Blumenkohl 15 Pf.  
Zwiebeln 15 Pf.  
Sellerie 18 Pf.  
Winterkartoffeln 250 Pf.

**Kochäpfel** 9 Pf.  
Eßäpfel 25 Pf.  
Tiroler Edelrot 20 Pf.  
Schöner v. Boskoop 20 Pf.  
Rostocker rote 20 Pf.  
Folgen (neue Art.) 30 Pf.

**Frische Blumen** Leipziger Straße  
Primeln blühend 50 Pf.  
Alpenveilchen blühend 95 Pf.  
Farntöpfe 1 M 50 Pf.  
Araukarien 3 50 M

Narzissen 10 Pf.  
Hyazinthen 30 Pf.  
Gläser buntd. 30 Pf.  
Gläser weiß 24 Pf.

**Beleuchtungs-Artikel**  
für elektr. Licht

Nachtlischlampe 5 90 6 50  
Alabasterglasschale mit Seidenaufhängung 6 50  
Speisezimmerkrone 47 50  
Nachtlischlampe 5 50  
Herrenzimmerkrone 37 50  
Herrenzimmerkrone 51 50

**Wurstwaren**  
Fleisch- u. Landleberwurst 120 Pf.  
Große Mettwurst 140 Pf.  
Salamiwurst 160 Pf.  
Leberwurst 175 Pf.  
Hofst. Zervelat 195 Pf.  
Schinkenspeck 2 M

**Wein**  
1920 Doldesheimer Gu-tenberg 1 90 Pf.  
1921 Liebfraumlisch II 2 20 Pf.  
1921 Brauneberger Riesling 2 70 Pf.  
1922 Grandes Côtes 1 10 Pf.  
1922 Château La Grole 1 90 Pf.

1921 Barsac 2 M  
1921 Pécaud Burgunder 2 60 Pf.  
Tarragona 1 25 Pf.  
Portwein 2 M  
Deutscher Weinbrand 3 25 Pf.

**Manegold** Magen-Elixir 5 70 Pf. Jubiläum-Orange 6 M



Soben erzählt ein überaus gut aufgelegter Herr, daß er ein lustiger Humorist ist, der sorglos und lachend durchs Leben tänzelt, sich über gar nichts den geringsten Kummer mache und nichts Schöneres kenne, als hier oben auf der Bühne zu stehen und seine Mädchen zu machen... Das Publikum lacht, singt mit gutem Willen und Begeisterung den Rehrreim des neuesten Schlagers mit — und beneidet fast den lustig zwinkernden Mann da oben um seine Lebensfreude und das sorgenlose Dasein... Wie gut muß es doch die elegant gekleidete Dame haben, die oben mit Augenaufschlag nachscherte, daß sie nur im Himmelbett schliese und die Männer — zehne an jedem Finger — an der Nase herumführe... Die Strobatentruppe mit der glühenden Bühnenausstattung und den prächtigen Kostümen macht den Eindruck, als ob sie ihren Beruf nur zum Privatvergnügen ausübe. Unter rauschender Musik macht sie ihren Flugtritt. Der Vorhang senkt und hebt sich unter dem Beifallsstößen der Begeisterten und manche werden sehnsüchtig den Wunsch laut werden lassen, auch so ein herrliches Künstlerleben führen zu können.

Opfer der Ausbeutung.

Beneidet sie nicht, ihr aus dem Publikum, glaubt den neckischen Versicherungen der Soubretts nicht. Bühnenglück ist falsch... Talenti... Unrecht — wie die feuerprühenden Brillanten. Wenn der Vorhang gefallen, grinst das Elend, das Elend einer verfahrenen Existenz. Sie sind Opfer ihres Wahns. Opfer der Ausbeutung aller jener Gewissenlosen, die von diesem Elend leben. Plakate schreiben — 20 Sensationen — die Kanonen des Bretts. Stimmung. Humor. Lachen ohne Ende. Freies Entree! Die Grabinschrift derjenigen Unterhaltungsstätten, die von auf- und absteigenden Konjunkturen leben und gut leben so lange wie es geht. Ein paar handgemalte Zettel an den Scheiben sind die ganze Reklame. Bier und Vitore auf Kredit. Unterpächten decken die laufenden Ausgaben und die Hauptfache, die Artisten, sind für ein Butterbrot zu haben, auch für noch weniger, eine Marmeladenstulle. Das Publikum liebt „freies Entree“ und „20 Sensationen“. Das ganze eine einzige Sensation des graulichsten Elends. Das Publikum kann nichts dafür, man hat es verwöhnt, überfüttert, hat es immer beglückender gemacht, oft genügen schon 20 Sensationen gar nicht mehr. Hast Du schon einen Augenblick nachgedacht, wovon die Künstler da oben leben, leben müssen, dank ihrer eigenen Ueberproduktion, ihrer eigenen Uneinigkeit und dem qualenden Daseins-

kampf, der in den Reihen des lachenden Scheins mehr wie irgend wo anders im Vordergrund steht? Nicht nur, daß der einzelne kaum soviel erhält, daß er zur Rot Rittag essen kann, es drängen sich auch viele, oder werden von hierfür besonders zuständigen Artistenagenten gedrängt, umsonst aufzutreten, in der Hoffnung, daß sich hierdurch ein festes Engagement für, hoffentlich, 8 Tage „machen“ läßt. Probearbeiten nennt man das im Artistengewerbe. Jeden Donnerstag oder Mittwoch, der Tag ist Nebensache, „Großer

VARIÉTÉ



Eliteabend, vollständig neues Programm“. Das Publikum kommt oftmals nur noch an solchen Eliteabenden, wo man für sein freies Entree doch etwas zu leben bekommt.

Umsonst arbeiten.

Die hungernden „Probisten“ drängen sich, geben Fahrgeid und glänzende Kostüme daran, sitzen bis Mitternacht und noch später, können oft, weil keine Fahrverbindung mehr, mit ihrem Gepäck zu

Fuß nach Hause wandern. Und das Resultat? Vielleicht eine Hoffnung auf einige Tage Verdienst.  
Der Artistenagent sitzt als eleganter Schwerenöter am Direktionsplatz. Die Direktion schmachtet am appetitlich gedeckten Abendtisch. Das ganze Programm kostet keine 50 Mark, das Publikum staunt. Die Kellner können den Umsatz kaum bewältigen. Ein glänzendes Geschäft, außerdem kann man Steuerstundung beantragen, es muß so wie so ein neues Auto angeschafft werden.  
Mit fragenden Augen, sein Kränzchen unter dem Arm, schleicht der Artist (einer von den 20 Sensationen), am Direktionsstisch vorbei, schnallt sich draußen vor der Tür aufsehend den Leibriemen etwas enger und trottet nach Hause, wo die darbennde Familie auf Brot, oder zum mindesten, auf Hoffnung wartet. Es ist inzwischen dreierlei Eins geworden und manche der „Probisten“ kommen heute gar nicht mehr heran. Gott sei Dank, es ist ja bald wieder „Elite- oder Ehrenabend“, wo man umsonst arbeiten kann. Man könnte ja noch den Trauring verlegen. Der Direktor meinte, man müßte nur noch Eliteabende, und zwar täglich, veranstalten. Es ist dies das einzige Mittel, das Publikum heranzuholen. Damit sind die Kinos übertrumpft, damit können sie nicht aufwarten.

Der Tarifvertrag — auf dem Papier.

Welche Kollektivverträge lassen derartige Zustände zu, die mehr einem Menschenhandel als Vereinbarungen ähnlich sind. Es gibt einen Arbeitgeberverband DVDD, und eine Artistenloge, die einen Tarifvertrag miteinander geschlossen haben — der lediglich auf dem Papier steht. Der brotsuchende Artist nimmt, weil er muß, willig alle Bedingungen an, selbst wenn sie im krafftesten Gegensatz zu dem Inhalt des „reichsverbindlichen“ Vertrages stehen, nur um sein armseliges Leben fristen zu können. Diese Fragen haben auch schon den Verband internationaler Künstler- und Konzertagenturen beschäftigt. Im artistischen Fachblatt „Das Programm“ ist nachstehender Bericht des genannten Verbandes zu finden aus einem Protokoll vom 17. August 1925:

„Die Internationale Artisten-Loge teilt uns brieflich mit, daß eine Reihe von Kabarets die Not der Artisten ausnutzen, indem sie durch sogenanntes „Probearbeiten“ sich ihre Programme ausfüllen. Auf Kosten hungernder Artisten veranstaltet z. B. der Direktor Nachmittagsvorstellungen, zu welchen er eine Reihe von Künstlern „Probe arbeiten“ läßt, ohne ihnen irgendein Entgelt dafür zu zahlen. Die Loge vermutet, und vielleicht mit Recht, daß die Agenten diesen Direktoren dabei behilflich sind. Es bedarf wohl keines Hinweises, daß nur ein winziger Bruchteil dieser Artisten auf ein späteres Engagement zufolge dieser Probearbeit rechnen dürfen, die meisten aber mit leeren Versprechungen abgewiesen werden. Soweit die Mitteilungen der Internationalen Artisten-Loge. Wir, seitens des Verbandes, machen es allen unseren Kollegen zur strengsten Pflicht, der Direktion nur dann eine Probearbeit vorzuführen, wenn der Agent der unumstößlichen Ueberzeugung ist, daß erstens eine Probearbeit unerlässlich ist und daß er (der Agent) zweifellos der festen Ueberzeugung ist, daß für den Künstler keine Probearbeit zu einem festen Engagementsabschluss führen kann. Wir raten unseren Kollegen, Probearbeiten außerhalb der Betriebsstunden der Kabarets und Varietés vorzuführen, ist dies aber nicht möglich, so ist seitens der Agenten darauf zu dringen, daß für das Probearbeiten die entsprechenden Künstler entsprechend entschädigt werden. Dispositionen seitens der Agenten, welche mit diesem unseren Ansinnen nicht im Einklang zu bringen sind, sind geradezu ehrenrührig, werden sicherlich zum guten Ruf des ganzen Agentenstandes nicht beitragen und böses Blut unter der Artistenschaft machen.“

Man aus dem „Publikum“, der Du im wertvollen Leben lebst, den Sinn der Arbeit am eigenen Leibe mehr wie genügend erfaßt hast, lasse Dich nicht von den billigen Gelegenheiten locken, bei freiem Entree Dich stundenlang von artistischen Darbietungen unterhalten zu lassen... Das Lachen, das Dich so stimmungsvoll erfreut, verdeckt das Grinsen des Hungers. — Die meisten, die dort oben im Bühnenlicht stehen, haben sich heute vielleicht noch nicht einmal satt gegessen und gehen heute, nachdem sie umsonst gearbeitet haben, ebenso hungrig nach Hause...  
In den großen Weltstadt-Varietés nehmen Ausländer Tausende von Mark — meist noch unversteuert — mit nach Hause, während deutsche Artisten verhungern müssen.  
Deutsches Publikum — hilf den deutschen Artisten!

10]

Die Passion.

Roman von Clara Diebig.

Na, Stefan würde sich freuen! Als sie ihren Mann an der Entreeür schleichen hörte, lief sie hinaus, ihm entgegen. Olga blieb allein zurück. Mit hilfesehenden Augen sah sie sich in der Stube um. Es schien das sogenannte gute Zimmer zu sein, die Besuchsstube. Ueberall weiße gehäkelte Decken, ein bunter Teppich unterm Tisch, und überm grünen Plüschsofa zwei große Photographien. In dem einen runden Goldrahmen Stefan als Hochzeiter mit dem Myrtensträußchen im Knopfloch, in dem andern die Frau als Braut im Seidenkleid und mit einem Myrtenkranz. Es war ganz lieblich sauber hier, wenn auch nicht so peinlich sauber, wie Olga es zu Hause gehalten hatte, doch es kam ihr so kalt hier vor, so fremd. Sie schauerte fröstelnd und sank ganz in sich zusammen.  
Erst als Stefan jetzt ihre Hand sah und nicht lieblos, aber mit Ernst sagte: „Was ist los mit dir? Um Himmels willen, Olga! Meine Frau hat mich schon vorbereitet, ich glaube, sonst hätte mich der Schlag gerührt.“ wurde ihr etwas wärmer. Es war doch ihr Bruder! Und er war nicht so aufgebracht, wie sie es in hängen Stunden sich ausgemalt hatte. Er schrie sie nicht an und beschimpfte sie auch nicht. Wie ein verendendes Tier hob sie ihre Blicke zu ihm auf, ihre mit Tränen sich füllenden Augen sahen: hilf mir, verstoße mich nicht, laß mich einen Unterschlupf bei dir finden!  
„Was sagt dann der Vater dazu? Weiß er, daß du hier bist?“  
Sie nickte stumm.  
„Der arme alte Mann!“  
„Der arme alte Mann.“ wiederholte sie leise die Worte des Bruders.  
— Stefan Wiltowski war peinlichst überrascht. Alles andere hätte er eher gedacht, als daß ihm Olga einmal so ankommen würde. Er hatte immer etwas für sie übrig gehabt, sie war ein Mädchen gewesen, das auf sich hielt und ein kluges Mädchen — wie konnte der nur so etwas passieren?  
Die Frau stand dabei mit neugierigen Augen: die Geschichte hätte sie wohl hören mögen, aber ihr Mann schickte sie in die Küche. „Nach das Essen fertig, ich muß spätestens halb drei Uhr wieder fort.“ Sie ging zögernd.  
Aber Olga erzählte nicht viel. Und der Bruder empfand doch zu viel Barmherzigkeit, um jetzt gleich eingehender zu forschen. Er fragte nur: „Wird er dich denn heiraten?“ Als sie, sehr rot werdend, das verneinte, piff er durch die Zähne

und das alte polnische „Pisa krew“, das er in der Heimat viel hundertmal gehört und gebraucht hatte, entfuhr ihm wieder.  
Die Schwester zuckte zusammen. Und dann stammelte sie: „Kann ich hier bleiben — bei dir — ich will ja alle Arbeit gern machen — bis, bis —“ die Verzweiflung überkam sie, sie schlug die Hände vors Gesicht.  
„Da muß ich erst mit meiner Frau sprechen. Aber ich denke, es wird sich wohl machen lassen. Na, nun zieh nur den Mantel aus!“ Er legte ihr die Hand beruhigend auf die Schulter. „Und dann komm in die Küche. Wir wollen jetzt essen.“  
Ein paar Tage wollte Frau Wiltowski die Schwägerin wohl dabehalten. Dazu hatte sie sich nach einem langen Hin und Her bequemt, ihrem Mann zuliebe, wie sie sagte; dem ging das doch sehr nahe mit der Schwester. Es ging Wiltowski auch wider den Stolz. Bei jeder Streitigkeit mit seiner Frau hatte er den Sittenstrengen herausschreien und ihr, wenn sie gar zu auffallend wurde, die jetzt Zehnjährige vorhalten können, war dadurch Herr der Situation geworden. Nun konnte er das nicht mehr, jetzt, da die eigene Schwester, eine nahe Blutsverwandte, so gekommen war. Frau Ella Wiltowski triumphtierte innerlich, und das machte sie der Schwägerin gegenüber freundlicher, als sie es sonst vielleicht gewesen wäre. Die Olga war ja doch ein armes Tier und richtig rein gefallen. Ihr hatte damals der Mann wenigstens anständige Alimente gezahlt, so anständige, daß sie sich einen kleinen Baden mit Weiß- und Wollwaren einrichten konnte, durch den sie dann den Herrn Buchhalter der Wollfirma kennen gelernt und auch geheiratet hatte. Aber trotz allen Mitleids konnte sie die Schwägerin unmöglich für länger dabehalten, das ging nicht, Gretchens wegen, die mit ihren zehn Jahren gerade in dem Alter war, wo man am meisten aufpassen mußte. Viel Platz hatte man nicht, drei Stuben und Küche — die gute Stube konnte man sich doch nicht ruinieren — Olga mußte in einem Zimmer mit den Kindern schlafen, für länger war also ihr Hierbleiben völlig ausgeschlossen. Das sah auch der Mann ein.  
Ja, ja, sie würde auch fortgehen, gern gehen, gleich gehen. Ohne Worte, ohne Tränen sah Olga bei der Schwägerin in der Küche am Tisch vor einem haufen zerissener Strümpfe und stopfte und stopfte. Die zwei kleineren Kinder haschten sich, laut aufstreichend, um sie herum. Drinnen im Zimmer machte die Zehnjährige ihre Schularbeiten und dann übte sie Klavier. „Gretchen ist sehr musikalisch“, lobte die Mutter. Olga konnte das durchaus nicht finden, die falschen Töne peinigten sie. Was peinigte sie hier nicht? Noch vieles. Die hinter anscheinendem Mitleid versteckte Reugier der Frau, die gar zu gern

die traurige Geschichte mit allem Drum und Dran ausführlichst gehört hätte, die verwunderten Blicke der Zehnjährigen, die verflimmte Schweigsamkeit, die der Bruder zeigte — und vor allem, daß sie gestern vergebens unterm letzten Stadtbahnbogen gestanden, vergebens auf Manfred gewartet hatte.  
Warum war er nicht gekommen? Sie hatte ihm doch gleich, wie es verabredet war, am selben Abend noch geschrieben: er konnte sich beruhigen, Stefan war ganz gut zu ihr, sie würde vorderhand beim Bruder bleiben und — „morgen auf Wiedersehen!“ Es war alles so abgemacht, und doch war er nicht gekommen. Er mußte krank geworden sein. Ach, er hatte ja auch elend ausgesehen, trotzdem er gesagt hatte, er fühle sich wohl und wäre die dummen Kopfschmerzen los. Sie schrie nochmals, und daß sie morgen am gleichen Platz unterm Stadtbahnbogen auf ihn warten würde.  
Verwirrt und verweint kam sie zurück. Sie hatte wieder vergebens gewartet.  
„Du sollst sehen, der kommt überhaupt nicht mehr, der macht sich aus'm Staube.“ sagte die Schwägerin, der Olga es nicht hatte verhehlen können, daß sie ausgegangen war, um den Geliebten zu treffen. „So sind die Männer!“ Sie stieß einen Seufzer aus. Aber dann tröstete sie: „Armes Kind, laß gut sein! Wenn erst alles glücklich vorüber ist, dann findest du auch noch 'nen anderen.“  
Es war vielleicht gut gemeint, aber jedes Wort, der Ton schon, in dem die Frau sprach, schnitt Olga ins Herz und machte ihr übel. Vor ihren Augen begannen sich schwarze Kreise zu drehen, in einem Schwindelgefühl schloß sie die Lider und lehnte sich fester gegen den Stuhl zurück. Ohne daß sie es wußte, stöhnte sie.  
„Es ist hohe Zeit, daß sie fortkommt.“ sagte die Frau am Abend zum Mann, „du wirst sehen, sonst passiert hier noch was. Heute nachmittag dachte ich schon, es geht los. Denk an Gretchen! Hast du denn noch keine Unterkunft besorgt?“ Sie war sehr ungeduldig.  
Bei einer Frau in Lichtenberg, in einer der Seitenstraßen, die von der großen Verkehrsader, die zum Zentralviehhof führt, abzweigen, und in der nur erst wenige von den im Bau begriffenen Mietkasernen fertig stehen, hatte Wiltowski die Schwester untergebracht. Die Frau war ihm von einem Kollegen warm empfohlen worden, eine ordentliche Frau, und sie verstand ihre Sache und war nicht teuer. Er hatte nicht gesagt, daß es seine Schwester war, die er dort unterbringen mußte. Möchte der Kollege lieber denken, es sei ein heimliches Verhältnis.  
(Fortsetzung folgt.)

## Durch märkisches Gebirgsland.

Man soll Sonntags auch mal wagemutig sein und über die Vorzone hinausfahren. Dann wird man bald gewahrt werden, wie schnell dort draußen die Provinz, wie schnell auch die Natur anfängt. Und ein schöner Herbsttag erschließt dem Wanderer in der Park mancherlei Erquickung. In wenig mehr denn eineinhalb Stunden fährt man mit billiger Sonntagskarte nach Freienwalde an der Oder. An dem Städtchen selbst ist nicht viel zu sehen, und seine Kur- und Badeanlagen, durch die es bekannt geworden ist und die jetzt natürlich still liegen, machen teilweise einen etwas unmodernen Eindruck. Man hat das Empfinden, daß man in Freienwalde keine Entschleunigung befinde, den Betrieb umzustellen und zu modernisieren.

Aber die Umgebung dieses Städtchens ist und bleibt einzigartig in der Mark. Das Ganze ist nämlich ein richtiges kleines Gebirgsland. Das fängt schon mitten in der Stadt an. Da liegt, von zwei Wohnstraßen umfassen, ein Stück Bergland, das sich Monte Caprino nennt. Das ist italienisch und heißt „Ziegenberg“. Man hat daraus einen Gedächtnisort für die Toten des Weltkrieges gemacht. Jeder hat dort einen Baum, eine märkische Kiefer als Gedächtnisbaum bekommen. Am Fuß des Baumes eine Tafel mit dem Namen des im fernen Land spurlos Verschwundenen. Ein melancholischer, ein erschütternder Anblick. Aber dann muß man die recht beträchtliche Höhe verlassen, steigt in ein Tal hinab, um noch fünf Minuten wieder einen recht netten Berg emporzukriechen. Und dieser Berg hat — o weh, deutschnationales Freienwalde — wieder einen italienischen Namen und heißt Casa Rivera. Wieder hinab und wieder empor, zur Königshöhe mit schöner Aussicht. Von dort abwärts zu einem tief in Grund liegenden Teufelssee und abermals empor zu dem in reizvollsten Windungen am Berghang sich hinziehenden „Rajorsweg“. Weiter über Berghänge in das tief eingeschnittene „Brunnenal“ und auf abwechslungsreichem Spaziergang zum Baafce. Dabei von Zeit zu Zeit Fernsichten, Einblicke in tiefe Täler.

Der Wanderer, dem Unrast und Sehnsucht das Herz schwellt, und der wohl gar ein paar Tage Zeit hat, kann auf herrlichsten Waldpfaden, durch Täler und über Berge nach Eberswalde gehen, kann wohl gar jenem geologisch höchst bemerkenswerten Einschnitt zustreben, der in 25 Kilometer Länge unter dem Namen „Samengrund“ vom Dorf Köthen bis Strausberg verläuft und dann endlich, ohne jemals den Wald zu verlassen, bis Strausberg und weiter bis zur Märkischen Schweiz geht. Aber man verleihe sich mit guten Spezialkarten, denn in diesem kleinen märkischen Gebirge ist ein Verlaufen sehr wohl möglich, und es kann lange dauern, ehe man wieder aus dem Waldesdunkel ans Tageslicht taucht. Dieser Wald birgt auch, wenig bekannt, allerlei Heimlichkeiten, Tunnel und verlassene Stollen, die an früher ausgeübten Bergbau gemahnen.

## Der Prozeß der Gräfin v. Bothmer. Die ersten Zeugenvernehmungen.

Im Laufe der Verhandlung kamen zuerst die Beziehungen der Gräfin zum Hauptmann Hefter weiter zur Sprache. Vorl.: Wie haben Sie mit Hefter in Polzin gewohnt? — Angekl.: Immer an Zimmer mit Verbindungstür. — Vorl.: Wem gehörte das Auto? — Angekl.: Mir und Hefter halb und halb. — Vorl.: Konnten Sie sich solchen Luxus leisten, Sie stellten doch in Potsdam in Schulden? — Angekl.: Ja, ich hatte einen Gönner in Schweden, der erfüllte mir jeden Wunsch. — Vorl.: Durch was hat denn Ihr Mann jetzt die Schulden beinahe gedeckt? — Angekl.: Wir hatten in Potsdam Darlehen zu Wucherzinsen aufgenommen. — Dann werden die Verhältnisse der Angeklagten näher beleuchtet. Die Verhältnisse im Hause des Regierungsrats v. Bothmer müssen als sehr unendlich trübselig bezeichnet werden. Die Angeklagte hat Zimmereinrichtungen an Potsdamer Geldverleiher verpfändet, und sie muß zugeben, daß ihr Mann davon gewußt hat. — Vorl.: Der Abschiedsbrief Ihres Mannes spricht doch davon, daß Sie ihn zugrunde gerichtet haben. Hat Ihr Mann denn alles von den vielen Schulden gemußt? — Angekl.: Natürlich, er weiß alles von mir. — Vorl.: Wie kommt der Hausdiener Stangen in diese Sache hinein? — Angekl.: Er kam am 14. Oktober in meine Potsdamer Wohnung und bezeichnete sich als den Polziner Dieb. Ich gab ihm einen Likör und Zigaretten, und beim zweiten Besuch fuhr er zu den Behörden nach Berlin. — Vorl.: Also müssen Sie doch in schlechten Verhältnissen gelebt haben? — Angekl.: Von 650 Mark Gehalt kann man als Regierungsrat in Potsdam auch nicht leben.

Als erste Zeugin wird die bestohlene Rechtsanwältin Frau Dr. Dommert aus Berlin vernommen. Sie hat die Gräfin in Polzin 1924 kennen gelernt. In diesem Jahr war Hauptmann Hefter, Frau Dr. Dommert und die Gräfin im Kaiserbad Polzin zur Kur. Die Zeugin schildert die Autofahrten, wobei ihr 100 Mark aus einer Handtasche gestohlen wurden. Die Handtasche fand man später ohne Geld auf einer Chaussee. Dann werden die Gelddiebstähle aus dem Koffer der Frau Dommert näher erläutert. Zu diesem Koffer besah Frau Dommert zwei Schlüssel. Einer davon war ihr auf der Autofahrt mit den 100 Mark abhanden gekommen. Nach diesen Diebstählen wurden Durchsuchungen im Kaiserbad vorgenommen, und man fand bei der Gräfin 600 Mark im Koffer. Auf einige Zwischenfragen des Vorsitzenden erklärte die Zeugin, daß sie sich mit Hauptmann Hefter gebüzt habe und daß Hefter ein großer Damenfreund sei. Der darauf vernommene Polizeiasstent Runke aus Polzin hat zuerst Anzeige von den Diebstählen im Sanatorium bekommen. Ihm gegenüber hat die Gräfin zugegeben, daß sie gewußt hat, wo das Geld von Frau Dommert im Koffer gelegen hat. Auch der Verdict der Kofferfahndung war der Gräfin bekannt. Bei der Durchsuchung machte Hauptmann Hefter dem Polizeiasstenten allerlei Schwierigkeiten. Er verlangte den Bürgermeister von Polzin zur Beschwerde und anderes mehr. Bei der Durchsuchung fand der Beamte etwa 400 Mark in Scheinen, die mit dem Buchstaben der Gräfin gezeichnet waren. Zahlungsbefehle lagen da und dort im Zimmer umher. Dem Zeugen gegenüber hat Frau Dr. Dommert den Verdacht geäußert, daß die Gräfin die Hoteldiebin ist. Hauptmann Hefter hat sich sehr selbstherrlich benommen und verlangte, daß die ganzen Kurgäste untersucht werden sollten. Unter großer Spannung wird der Direktor Köster vom Kaiserbad Polzin als Zeuge vernommen. — Vorl.: Sind bei Ihnen im Sanatorium Diebstähle vorgekommen? — Zeuge: Angeblich sollten der Gräfin, als sie mit Hefter bei uns wohnte, 100 Mark weggenommen sein. Sonst habe ich von Diebstählen nichts gehört. Auch ihm gegenüber hat Frau Dr. Dommert geäußert, daß die Gräfin die Diebin sei. Die Zustände mit den beiden waren derart, daß schließlich die Gräfin, die allzu laut war, aus dem Sanatorium verwiesen werden mußte. Hauptmann Hefter aber verlangte, daß er, der Direktor, nichts über die Diebstähle seiner Behörde melden sollte. Auf eine Frage des Ersten Staatsanwalts Geßlach erklärte der Zeuge, daß er nahezu den Eindruck gehabt habe, als ob Hauptmann Hefter die Polziner Beamten an der Durchsuchung des gräflichen Zimmers freist seines Hauptmannsanges habe verhindern wollen. Am 37. Uhr wird die Verhandlung auf morgen 10 Uhr vertagt.

## Der neunte Selbstmordversuch.

Ein hartnäckiger Selbstmordkandidat ist der 31jährige Kaufmann Max A. aus Charlottenburg, der aus Verbestimmung fünfmal verurteilt, durch Gift, Wasser, Dolch, Erhängen und Erschießen aus dem Leben zu scheiden. Alle Versuche schlugen jedoch fehl. Vor ein paar Tagen nahm er eine gehörige Dosis Veronal, aber auch dieser Anschlag auf sein Leben wurde wieder

vorzeitig entdeckt, man brachte ihn nach dem Krankenhaus Westend, wo es der Kunst der Ärzte gelang, ihn am Leben zu erhalten. Gestern nun glückte es A., von seinem Bettinhaber im Krankenhaus ein Taschenmesser zu erhalten, das er sofort verächtete. Dieser siebente Versuch mißlang gleichfalls, denn durch eine sofortige Operation wurde dieser gefährliche Gegenstand aus seinem Körper entfernt, so daß sein Wunsch, zu sterben, wieder nicht in Erfüllung ging.

## Revolutions-Gedenkfeier

Montag, den 9. November, abends 7 1/2 Uhr,  
im großen Saal der Neuen Welt, Hasenheide

Gesang = Ansprache = Aufführung revolutionärer Szenen  
Der Bezirksvorstand.

## Ha, welche Lust, Schupo zu sein!

Vor dem Kriege, in den Zeiten der Blüte des Militarismus, wurde zur Kennzeichnung der „Freuden“ des Rekrutenlebens oft in grimmigem Hohn das Wort gebraucht: „Ha, welche Lust, Soldat zu sein!“ Auch bei der Schuppmannschaft soll damals manches vorgekommen sein, was an den Kasernenhof erinnerte und eine Stimmung erzeugte, die nicht zur Besserung des Verhältnisses zwischen Polizei und Bevölkerung beitragen konnte. Wieviel von dem Kasernenhofgeist der ehemals „kaiserlich“ deutschen Armee in die republikanische Reichswehr hinübergenommen worden ist, möge hier unerörtert bleiben. Daß auch die Schupo der Republik noch sehr an die aus dem Kasernenhof hervorgegangene Schuppmannschaft der Kaiserzeit erinnert, hat leider bei verschiedenen Gelegenheiten festgestellt werden müssen. Die Schuld trifft nicht so sehr die Schuppmannschaften wie die ihnen vorgeordneten Offiziere, die zum Teil von der ehemaligen Armee herübergekommen sind und die mitgebrachte militärische „Schneidigkeit“ ihren Leuten anzuerzählen sich bemühen. Opfer dieser Erziehungsmethode sind zuallererst die Schupobeamten selber, so daß mancher von ihnen sich wie ein Rekrut von ehedem vorfinden muß und seufzen möchte: „Ha, welche Lust, Schupo zu sein!“

Ein paar Polizeioffiziere echt preussischen Stils gibt es im Bezirk Bilmersdorf. Aus ihrem Wirken seien hier nun einige Proben mitgeteilt. Major Dähne bringt es fertig, bei einem Appell auf dem Hofe einem Oberwachmeister mit reichlicher Dienstzeit wegen eines kleinen im Bureau dienstlich vorgekommenen Verfehlers ins Gesicht zu sagen: „Sie haben im Rahmen Ihrer Dienstvorschriften überhaupt nicht zu denken!“ Ueber Hauptmann Steinhausen wird uns gemeldet, daß er gegenüber Schupobeamten die Ausdrücke „dumme Jungen“ und „dumme Lämmel“ gebraucht habe. Beim täglichen Morgengruß sagt aber derselbe Vorgesetzte jovial: „n Tag, Kameraden!“ Weil der Gegengruß manchmal schwach ausfällt, hat er seinem Vorgesetzten schon oft Lust gemacht, indem er über „Faulheit zu grühen“ schalt. Der Hauptmann erging sich auch einmal in einer längeren Ausführung über „politische Unreife“ der Schupobeamten. Die Wahlberechtigung erlangt man mit Vollendung des 20. Lebensjahres, die Schupobeamten sind durchschnittlich 25 Jahre alt, der Herr Hauptmann aber hat es — schon auf 27 Jahre gebracht. Nebenbei bemerkt: Wen mag der wohl wählen? Auch die Beförderung, die den Schupobeamten gelistet wird, ähnelt in mancher Beziehung dem Kasernenfutter früherer Zeiten. Eine Beschwerde hierüber kam selbst aus den Reihen der Offiziere, die an der Verpflegung teilnehmen. Dem Major Dähne gab auf Befragen der Hauptmann Steinhausen die Auskunft, das Essen sei sehr gut, die Portion sei oft sehr reichlich, im Schuppen seien das Essen „bedeutend schlechter“ gewesen. Wohlgemerkt: die Schupobeamten erhalten das Essen nicht umsonst, sondern müssen es mit einem Gehaltsabzug bezahlen.

Die eigenen Leistungen solcher Vorgesetzten werden von den Untergebenen naturgemäß besonders scharf unter die Lupe genommen. Auch hier wird die Wiedergabe weniger Proben genügen. Als im August d. J. der Hafentankreuzer Dölle auf dem Steglitzer Friedhof bestattet wurde, sah man bei dem Beisetzungsfeier die üblichen Zwingerstöße. Polizeihauptmann Steinhausen unterließ die Befehlsnahme dieser Stöße, die gewiß nicht auf eine friedfertige Stimmung schließen ließen. Am Tage der Stadtvorordnetenwahlen erlebte man auf dem Kurfürstendamm bei den Hafentankreuzern die bekannten Provokationen, die bei den Kommunisten begreiflicherweise ein entsprechendes Echo fanden. Hafentankreuzer forderten die Festnahme der Kommunisten — und ihrem Wunsch ward Erfüllung. Major Dähne und Hauptmann Steinhausen kamen im Polizeiauto herangelaufen, griffen ohne Not ein und sorgten dafür, daß Bewirrung und Schwierigkeiten entstanden. Der Herr Hauptmann befahl einem Beamten, Stellung mit dem Gesicht zum „Feinde“ zu nehmen. Der „Feind“ war die angesammelte Menschenmenge. Solche und ähnliche Vorkommnisse können zu denken geben, nicht nur den Bewohnern Berlins, sondern auch den Schupobeamten, obwohl denen im Rahmen ihrer Dienstvorschriften das Denken — nach Major Dähne — verboten ist.

## Ankündigung von Brotgewicht und Brotpreis im Laden.

Im weiteren Verlauf der von der Polizei unternommenen Aktion zur Herabsetzung der Lebensmittelpreise hat der Polizeipräsident, um das Publikum stärker zur Mithilfe heranzuziehen, eine mit dem Tage der Veröffentlichung in Kraft tretende Polizeiverordnung erlassen, nach der in den gewerblichen Verkaufsstellen von Backwaren bis auf weiteres die Preise und das Gewicht des zum Verkauf gestellten ortsüblichen Roggenbrottes, Weißbrottes und der Schrippen durch einen für jedermann von außen deutlich sichtbaren Anschlag am Verkaufstisch nach einem vorgeschriebenen Muster zur Kenntnis zu bringen sind. Der Gewichtsanzeige für das Roggenbrot ist das Gewicht eines 12 Stunden alten Brotes der betreffenden Größe zugrunde zu legen. Für Schrippen sind in dem Anschlag als Zahleneinheit 10 oder 12 Stück mit dem sich daraus ergebenden Gewicht und Preis anzugeben. Der Anschlag ist durch das zuständige Polizeirevier kostenfrei mit einem Stempel zu versehen und gilt für die Dauer einer Kalenderwoche. Eine Revolverstempelung ist jedoch solange nicht erforderlich, als der Anschlag über eine Woche hinaus jedenfalls für eine neue Woche Geltung behalten soll. Der Käufer kann verlangen, daß die Backware auf einer Waage mit den erforderlichen geeichten Gewichten ausgezogen wird. Als Verkaufsstellen im Sinne dieser Polizeiverordnung gelten auch die Verkaufsstände für Backwaren auf den Wochenmärkten und in den

## Das Rundfunkprogramm.

Freitag, den 6. November.

Außer dem üblichen Tagesprogramm:  
4.30—6 Uhr nachm.: Konzert. 8.40 Uhr abends: Zehn Minuten für die Frau („Wir und unsere Kleider“). 7 Uhr abends: Chefredakteur Heinrich Zimmermann: „Das Tier in der Mythik und Symbolik“. 7.25 Uhr abends: Dr. Hugo Großmann: „Konnte Moses schreiben? (Die neuesten Forschungen über das Alter des Alphabets)“. 7.50 Uhr abends: Hans-Bradow-Schule (Bildungskurse) Abteilung Musikwissenschaft. Geh. Reg.-Rat Prof. Max Friedländer: „Das deutsche Volkslied“. 3. Vortrag. 8.30 Uhr abends: Sendeispiele. Abteilung Schauspiel. Leitung: Alfred Braun. Das deutsche Lustspiel bis Lessing. Erster Abend. Aus einem deutschen Osterspiel (13. oder 14. Jahrhundert). Bearbeitet von Max Bauer. Jahrmärktezene mit dem Arzt, seiner Frau und seinen beiden Dienern Rabinus und Pusterpalk. Anschließend: Dritte Bekanntgabe der neuesten Tagesnachrichten, Zeitanzeige, Wetterdienst, Sportsnachrichten, Theater- und Filmdienst.

Marktstellen. Zuwiderhandlungen gegen diese Polizeiverordnung werden mit Geldstrafe bis zu 150 M. bestraft, an deren Stelle im Unvermögensfalle Haft bis zu 14 Tagen tritt.

## Fleisch, das nicht zu teuer war.

### Eine gerichtliche Feststellung.

Vor der Handelserschulungsstelle im Polizeipräsidium Berlin in der Magasinstraße fand gestern vormittag unter dem Vorsitz des Polizeirat Kleinfie die Verhandlung gegen den Rindhändler und kaufmännischen Leiter B. einer bekannten großen Berliner Schlächtereier statt. In einer Filiale dieser Großschlächtereier war Kasseler Kotelett, das von einem anderen Schlächter namens T. zum Engrospreis von 1,70 M. eingekauft worden war, für 2,40 M. weiterverkauft worden und ebenso Schweinefilet für 2,35 M., während der Tagespreis nur 1,80 M. bis 2 M. betrug. Darauf war vom Polizeipräsidenten auf Grund der Verordnung über Handelsbeschränkungen vom 13. Juli 1923 die Handelsunterfügung ausgesprochen. Eine andere Berliner Fleischwarenfirma, die die von der Firma A. den Konjumenten abverlangten Preise in Erfahrung gebracht hatte, hatte Strafanzeige erstattet. Es wurde eine Untersuchung eingeleitet, die die Richtigkeit der Anzeige ergab und zu dem Verfahren gegen die Firma führte.

Der Verteidiger erklärte zunächst, daß man Herrn B. als Leiter der kaufmännischen Abteilung unmöglich zur Verantwortung ziehen könnte, für Fehler, die in den Filialen begangen wurden und ging dann auf die Einzelsfälle näher ein und versuchte, die Preise, die bedeutend über den Tagespreis lagen, zu begründen und die Handelserschulungsstelle von der Haltlosigkeit des Handelsverbotes gegen die Firma zu überzeugen. Der Vertreter des Polizeipräsidenten hieß den jedoch entgegen, daß im Interesse der Verbraucherherrschaft, da Unzuverlässigkeit bei der Firma bestand, direkter Anlaß zum Eingriff vorhanden war. Der Vertreter des Polizeipräsidenten forderte an Hand seiner Unterlagen eine Aufrechterhaltung des Handelsverbotes. Der Verteidiger der Firma A. wandte sich dagegen. Der Ausschuss zog sich zu einer kurzen Beratung zurück und verkündete in dem Urteil, daß das Handelsverbot aufgehoben werde, jedoch noch nicht rechtskräftig sei. Gegen das Urteil legte der Vorstehende Beschwerde ein. — Der zweite Fall betraf den Friedenauer Schlächtermeister M. Wegen diesen Schlächtermeister war wegen zu hoher Gefrierfleischpreise die Handelsunterfügung ergangen. Dieser hatte hierauf Beschwerde bei der Handelserschulungsstelle eingeleitet. Der Angelegenheit lag folgender Tatbestand zugrunde: Die Gattin eines Tierarztes M. hatte bei dem Schlächtermeister A. telephonisch Rostbeef oder Filet von Gefrierfleisch bestellt. Der auf der Preistafel verzeichnete Verkaufspreis für Filet betrug an dem betreffenden Tage 1,60 M. Die Kundin ließ das Fleisch durch einen Boten abholen und dieser mußte für das Pfund Fleisch jedoch 1,80 M. zahlen. Dem Gatten der Frau M. kam der Preis bedeutend zu hoch vor und er erstattete Anzeige, der auf Grund einer Kontrolle, die bei dem Schlächter A. vorgenommen wurde, stattgegeben wurde. Es wurde z. B. festgestellt, daß der Einkaufspreis 83 Pf. betragen hatte. Nach Angaben der Preisüberwachungsstelle hätte das Fleisch (Rouladen, Filet usw.) nur 1,20 M. kosten dürfen. Da aber für Gefrierfleisch keine Höchstpreise bestehen und für besonders gute Stücke ein Aufschlag genommen werden darf, fühlte sich A. berechtigt, für das Pfund 1,80 M. zu verlangen. Als Tierarzt behauptete Herr M., daß das Fleisch keineswegs ein gutes Filetstück, wie der Schlächtermeister angab, war, sondern ein nicht über dem Durchschnitt liegendes Fleischstück. Auch hier erfolgte durch Urteil die Aufhebung des Verbotes. — Man sieht, der Schutz des Publikums gegen hohe Preise nimmt merkwürdige Formen an.

## Dachstuhlbrand im Krankenhaus Friedrichshain.

Gestern abend gegen 8 Uhr brach in dem Dachstuhl des Verwaltungsgebäudes des Krankenhauses am Friedrichshain Feuer aus. Die Flammen griffen mit außerordentlicher Schnelligkeit um sich. Auf dem Dachstuhl war eine Sauerstoffflasche gelagert, deren Explosion heftige Detonationen hervorrief und dem Feuer neue Nahrung gab. Nach kurzer Zeit stand ein bedeutender Komplex in hellen Flammen. Die Wehren 5, 7, 16 und 20 rückten in vier Zügen an und begannen das Feuer, das gefährdend um sich griff, zu isolieren. Leider gelang das nicht ganz. Die Flammen ergriffen zwei Zimmer der unter dem Dachstuhl liegenden Wohnung des ärztlichen Leiters der Kastell, Prof. Braun, und brannte sie völlig aus. Auch hat das Gebäude durch eindringende Wassermengen Schaden erlitten. Soweit bis jetzt bekannt, ist wertvolles Material außer dem Mobiliar der beiden Zimmer der Privatwohnung durch das Feuer nicht vernichtet worden. Ueber die Brandursache verläutet noch nichts Genaues, doch scheint Brandstiftung ausgeschlossen. In der 11. Abendstunde war das Feuer so weit gelöscht, daß ein Teil der Wehren abrücken konnte.

## Der Tod auf den Schienen.

Ein tödlicher Unglücksfall ereignete sich gestern morgen um 5 Uhr auf der Strecke Berlin—Oranienburg. Kurz vor der Einfahrt in den Bahnhof Oranienburg stürzte aus einem Abteil ein junger Mann heraus und blieb auf dem barten Schotter des Bahndamms regungslos liegen. Der Verunglückte, der einen schweren Schädelbruch davongetragen hatte, wurde sofort in das Kreiskrankenhaus Köpenick gebracht, starb aber schon auf dem Transport dorthin. Die Persönlichkeit des Toten konnte noch nicht festgestellt werden. Ob der junge Mann durch eigene Unvorsichtigkeit um Leben gekommen oder von fremder Hand aus dem Zuge gestoßen worden ist, bedarf noch der Feststellung. Mitteilungen hierzu an die Kriminalpolizei in Köpenick.

Die Stadtblatte erscheint in der Sonnabend-Morgennummer.

**Sei Dir selber treu!**

Ein beherzigenswertes Sprichwort: Wer sich selbst treu ist, wird immer vor Schanden bewahrt bleiben; er wird den als gut bekannten Fabrikanten die Treue halten und sich durch nichts überreden lassen, etwas anderes zu versuchen. Wer z. B. das ideale Kopfwaschmittel „Schäumpon mit dem schwarzen Kopf“ einmal gebraucht hat, wird sich niemals einem anderen Fabrikat zuwenden, weil er überzeugt ist, daß es ein noch besseres Mittel zur Haarwäsche und -pflege wie „Schäumpon mit dem schwarzen Kopf“ nicht gibt. Man verlange daher beim Kauf ausdrücklich das oben genannte Fabrikat, kurz gesagt: „Schwarzkopfschäumpon“, und achte genau auf die Schutzmarke „Schwarzer Kopf“.



Volksbühne... Theater, Lichtspiele usw. Fiesco... Judith... Staats-Theater... Opernhaus... Schauspielhaus... Schiller-Theater... Städtische Oper... Ariadne auf Naxos... Deutsches Theater... Kreidekreis... Kammerspiele... Man kann nie wissen... Die Komödie... Gesellschaft... Berliner Theater... Antonia... Thalia-Th... Th. a. Hollendorfer... letzte Kuh... Dornröschen... Lustspielhaus... Potasch & Parlmutter... SOVA... Internat. Varieté... Der Orlow

Volksbühne... Theater, Lichtspiele usw. Fiesco... Judith... Staats-Theater... Opernhaus... Schauspielhaus... Schiller-Theater... Städtische Oper... Ariadne auf Naxos... Deutsches Theater... Kreidekreis... Kammerspiele... Man kann nie wissen... Die Komödie... Gesellschaft... Berliner Theater... Antonia... Thalia-Th... Th. a. Hollendorfer... letzte Kuh... Dornröschen... Lustspielhaus... Potasch & Parlmutter... SOVA... Internat. Varieté... Der Orlow

Volksbühne... Theater, Lichtspiele usw. Fiesco... Judith... Staats-Theater... Opernhaus... Schauspielhaus... Schiller-Theater... Städtische Oper... Ariadne auf Naxos... Deutsches Theater... Kreidekreis... Kammerspiele... Man kann nie wissen... Die Komödie... Gesellschaft... Berliner Theater... Antonia... Thalia-Th... Th. a. Hollendorfer... letzte Kuh... Dornröschen... Lustspielhaus... Potasch & Parlmutter... SOVA... Internat. Varieté... Der Orlow

Volksbühne... Theater, Lichtspiele usw. Fiesco... Judith... Staats-Theater... Opernhaus... Schauspielhaus... Schiller-Theater... Städtische Oper... Ariadne auf Naxos... Deutsches Theater... Kreidekreis... Kammerspiele... Man kann nie wissen... Die Komödie... Gesellschaft... Berliner Theater... Antonia... Thalia-Th... Th. a. Hollendorfer... letzte Kuh... Dornröschen... Lustspielhaus... Potasch & Parlmutter... SOVA... Internat. Varieté... Der Orlow

Volksbühne... Theater, Lichtspiele usw. Fiesco... Judith... Staats-Theater... Opernhaus... Schauspielhaus... Schiller-Theater... Städtische Oper... Ariadne auf Naxos... Deutsches Theater... Kreidekreis... Kammerspiele... Man kann nie wissen... Die Komödie... Gesellschaft... Berliner Theater... Antonia... Thalia-Th... Th. a. Hollendorfer... letzte Kuh... Dornröschen... Lustspielhaus... Potasch & Parlmutter... SOVA... Internat. Varieté... Der Orlow

Volksbühne... Theater, Lichtspiele usw. Fiesco... Judith... Staats-Theater... Opernhaus... Schauspielhaus... Schiller-Theater... Städtische Oper... Ariadne auf Naxos... Deutsches Theater... Kreidekreis... Kammerspiele... Man kann nie wissen... Die Komödie... Gesellschaft... Berliner Theater... Antonia... Thalia-Th... Th. a. Hollendorfer... letzte Kuh... Dornröschen... Lustspielhaus... Potasch & Parlmutter... SOVA... Internat. Varieté... Der Orlow

Theater, Lichtspiele usw. Volksbühne... Fiesco... Judith... Staats-Theater... Opernhaus... Schauspielhaus... Schiller-Theater... Städtische Oper... Ariadne auf Naxos... Deutsches Theater... Kreidekreis... Kammerspiele... Man kann nie wissen... Die Komödie... Gesellschaft... Berliner Theater... Antonia... Thalia-Th... Th. a. Hollendorfer... letzte Kuh... Dornröschen... Lustspielhaus... Potasch & Parlmutter... SOVA... Internat. Varieté... Der Orlow



### Behagliche Wärme in kühleren Tagen

Wohlausgerüstet mit warmer Leibwäsche, molligen Jacken und Schals, können Frost und Kälte Ihnen nichts anhaben.

Waschen Sie Ihr Unterzeug aus Wolle, Leinen oder Batist, sowie auch Ihre bunten Winterkleider häufig mit LUX Seifenflocken!

Duftig und weich entsteigen all die zarten Sachen Ihres persönlichen Gebrauchs dem reichen Schaum der LUX Seifenflocken. Wolle geht nicht ein.



jetzt billiger!  
Neuer Preis 50 Pfg.

# LUX

## SEIFENFLOCKEN

SUNLICHT GESELLSCHAFT A.G. MANNHEIM-RHEINLU

Täglich 8 1/2 Uhr:  
**HALLER REVUE**  
Theater im Admiralspalast  
„ACHTUNG! WELLE 505!“  
Stg. nachm. 3 U. Die ganze Vorstellung zu halben Preisen!

Central-Theater  
8 Uhr  
Trieschübel  
Th. d. Klosterr. 43  
8 Uhr: Gastspiel  
Xaver Terofal  
Der Ehestreik  
mit d. Schillerseer Bauerntheater

APOLLO-THEATER  
8 U.  
DER MANN  
DER SICH VERKAUFTE

Waller-Theater  
Täglich 8 Uhr:  
**Fäden**  
Deutsches Künstler-Theater  
Tägl. 4, 8 Uhr:  
Gastspiel:  
Fritzi Massary:  
Die Teresina  
Neues Theater  
8 Uhr  
Wenn ich wollte...!  
Stall Levy mit 9 ist der größte  
Herrnfeld-Schlager seit 30 Jahren.

Oilly-Polly  
Operette von Kollo  
Erna Nitter  
Curt Bois  
Parkettpl. v. 2-12 M.  
Metropol-Theater  
Heute 8 Uhr: veranbalt. des Vereins Berliner Presse: Generalprobe  
No no Nanette!  
Anschließend Gesellschaftsabend  
I. Pavillon Mascotte  
Morgen 7 1/2 Uhr: Premiere  
No no Nanette!  
Stg. nachm. 3 1/2 U. Ihre Hebel die Tänzerin

Th. am Schiffbauerdamm  
Geschlossen!  
Sonntag 7 Nv. 7 1/2 U. Premier Die Heide Witwe  
Th. am Kurfürstendamm  
8 Uhr  
Wenn ich wollte...!  
Stall Levy mit 9 ist der größte  
Herrnfeld-Schlager seit 30 Jahren.

Rose-Theater  
8 1/2 Uhr: Bummelstudien

Casino-Theater  
Täglich 8 Uhr:  
Neu! Neu!  
Die Frau im gefährlichen Alter  
Vorab der Lehr-Programm Volkstüml. Preise

**Elite-Sänger**  
Kottbuser Str. 6 - Tel. Mpl. 100 77.  
Täglich 8 Uhr u. Sonntag nachm. 3 Uhr (zu halben Preisen):  
Klubfreunde musk. Auftr. bei der alte Dorfschulelehrer, Lebensbild  
Zum Schluss: ?? Jugendsünde ?? sowie der unvergleichliche Solotell.

Große Zufahren  
Hirschfleisch Pfd. - 80 und 1 M.  
Hasenkeulen St. 1.50 M. Hasenrücken  
Saubere gespickte Hasen  
Rebbühner 2 M. Rebbühner Pfd. 1.30 M.  
Junge Gänse Pfd. 1.45 M.  
Gänserümpfe, Keulen, Linsen  
Gänsefleisch Pfd. 1.30 M.

**O. Elsholz**  
Hubertushaus, Neanderstraße 2  
Fernsprecher: Moritzplatz 3735, 3704.

WINTERGARTEN  
! November - Sensationen !  
auf allen Gebieten der internationalen Varieté-Kunst  
Sonnt. nachm. 3 1/2 Uhr - halbe Preise  
Rauchen gestattet

LJUERGENS  
ALEXANDER PLATZ  
Das große  
gigantische  
Spielplatz  
Tafelwag., Gewichte,  
Hilfszeug, Große Lego  
Georg Wagner  
Kipenicker Str. 71  
Keine Ladenöffnungszeiten  
Keine Schaufensterreklame, dafür wesentlich billiger Preise



### Die Stuvkamp-Lebensfreude

Und die Nichte sprach zur Freundin:  
„Onkel Stuvkamp“ ist ein Mann,  
dem kein Mensch mehr die Gebrechen,  
die er hatte, ansehen kann.  
Diese Kraft, die Lebensfreude,  
dieser Schwung, ich fühl's genau,  
wenn der Onkel einmal heiratet,  
kriegt bestimmt er mich zur Frau.

## STUVKAMP-SALZ

regeneriert das Blut, verhindert Stoffwechselkrankheiten, wie: Hexenschuß, Rheuma und Ischias, Magen- und Darmleiden, Verdauungsstörungen, reinigt Leber, Galle, Nieren, entlernt überflüssiges Fett, schafft Schlaf und Appetit, blühendes Aussehen, Energie und Lebensfreude, mit einem Wort, die „STUVKAMP-LEBENSFREUDE“

Stuvkamp-Salz in Originalpackungen zu RM. 5.- und RM. 2.- in allen Apotheken und Drogerien erhältlich.  
Generalvertreter für Groß-Berlin:  
Phönix-Handels-G. m. b. H., Berlin S. 42, Prinzenstr. 6.  
Fernsprecher: Moritzplatz 14326

## Stuvkamp-Salz-Werk, Hamburg 8.

Großes Schauspielhaus  
8 1/4  
**Fünf Dich!**  
CHARELL-REVUE!  
300 Mitwirkende  
Parkett M. 6.- Rang M. 8.-  
Stg. nachm. 8 Uhr. Loge M. 7.-  
3ter Rang 75 Pf.  
Sonntag nachm. 8 Uhr  
unverküpfelt zu ermäß. Preisen

Reichshallen-Theater  
Abend 8 Uhr u. Sonntag nachm. 3 Uhr  
**Stettiner Sängers**  
Nachm. halbe Preise:  
Dönhoff-Brettli:  
Familien-Varieté:  
Kette 1 Uhr Sonntag 5 1/2 Uhr

Komische Oper  
8 1/4  
— Dir. James Klein —  
Größte Revue der Welt  
Von A bis Z  
Das Gewaltigste an Ausstattungspracht, was je auf einer Bühne gezeigt worden ist  
46 Bilder! 300 Mitwirkende!  
Das Tagesgespräch Berlins  
Parkett 6.- M.  
Preise 2.- bis 12.- M.  
(Logen 15.- M.)  
Vorverkauf ununterbr. geöffnet

**Pelzhaus**  
Leipziger Str. 58  
verkauft  
Pelzmäntel,  
Pelzjacken,  
Schals, Füchse, Wölfe  
auf Teilzahlung!

50.- Mk. für PIANO-MONATS-  
Raten beginnend, bei geringer Anzahlung direkt von der  
**DEMUSIN-PIANO-FABRIK**  
Brauchen Sie uns! — oder verlangen Sie sofort  
PIANO-Offerte-Katalog-Zsh. ungedrungen kostenlos  
**Berlin O27, Blumenstr. 70**  
an der Markussbrasse, von 9-7 Uhr geöffnet, F. brück Hof 1 Tr. 1.

Dezimalwagen  
Tafelwag., Gewichte,  
Hilfszeug, Große Lego  
Georg Wagner  
Kipenicker Str. 71  
Keine Ladenöffnungszeiten  
Keine Schaufensterreklame, dafür wesentlich billiger Preise

# Das Problem der Betriebsverbesserung

## Ein Streifzug durch die Ford-Literatur.

Es blieb einem deutschen Professor (Gottl. Dittlisenfeld, „Fordismus“, 2. Aufl., Verlag Gustav Fischer, Jena, 1925) vorbehalten, in Ford-System den „weißen“ Sozialismus zu entdecken. Aber in weiten Kreisen hat sich ein ähnliches Wunschbild festgesetzt. Illusionen sind ja immer bequemer als Lösungen, um die man erst kämpfen muß. Diese Ford-Psychose hält heute die Köpfe nicht nur mancher Arbeiter, sondern auch mancher Industriellen unnebelt. Das bekannte Buch von Henry Ford (Henry Ford, „Mein Leben und mein Werk“, Verlag Paul List, Leipzig, 1924) war ja eine Zeitlang geradezu eine Bibel für das deutsche Unternehmertum geworden; gleichzeitig legte jener große „Zug nach den Vereinigten Staaten“ (Prof. Kiedensahn, „Der Zug nach den Vereinigten Staaten“, Verlag Julius Springer, Berlin, 1924) ein. Man kam mit allerhand Rezepten zurück; aber heute ist es von der Einführung des Ford-Systems doch merkwürdig still geworden. In Deutschland fehlt der Markt. Denn „Massenabjaq“ ist die Voraussetzung des Systems der „Massenproduktion“, und diese wieder die Vorbedingung jener weitgehenden Arbeitserleichterung, die für das Ford-System charakteristisch ist. Und die Atomisierung der Arbeit, die auch die Beschäftigung von Blinden, Krüppeln und Verbrechern durchaus gestattet und damit schon Fords humanitäre Anschauungen zwanglos erklärt, sie brachte eine derartige Steigerung der Arbeitsintensität, daß Berthold mit Recht feststellte, Henry Ford laufe trotz seiner unvergleichlich hohen Löhne die Arbeitskraft in aller Welt am allerbilligsten (Prof. Wilhelm Berthold, „Ueber das Verhältnis von technischer Vernunft und wirtschaftlicher Wertung“. Ein Beitrag zum Problem des Fordismus. Keramos-Verlag A. G., Bamberg. Vgl. auch Bertholds Aufsätze „Fordismus“ im „Wirtschaftsdienst“, Hamburg). Diesem Rürnberger Professor wird überhaupt die bisher einzige wirklich kritische Abhandlung über den Fordismus verdankt.

### Kommunistische Hilflosigkeit.

Nicht, wie man erwarten möchte, dem marxistischen Schriftsteller Walcher (Walcher, „Ford oder Marx“, Bida-Verlag, Berlin, 1925). Auch Walcher möchte wohl Kritik üben. Aber er steht in Wahrheit dem ganzen Phänomen des Fordismus völlig hilflos gegenüber. Er sieht nur die große Verführung, die von Fords sozialen Theorien auszugehen droht, und er hat nur die eine Sorge, dieser falschen Religion vorzubeugen. Daher ist er in seinen Argumenten wenig wählend. Walcher führt in der Tat keinen wissenschaftlichen, sondern einen religiösen Kampf gegen Henry Ford. Und da ihm nirgends eine materialistische Auflösung dieser gefährlichen Ideologien gelingt, geschweige denn eine Widerlegung, so macht er es wie die Jesuiten mit den heidnischen Religionen: wenn sie die Götzen und den Götzendienst nicht brechen konnten, ließen sie einfach die heiligen Elefanten mit in der Fronleichnamsprozession hinter dem Allerheiligsten hermarschieren. Und damit war der neue Gott eingeführt. Oder sie ließen die alten Götter überhaupt bestehen und taufte sie nur um. Ob das nun aber ein Sieg des reinen Christentums zu nennen ist? Ein Kritiker, der sich mit solchen Methoden begnügt, wie Walcher es leider tut, ist kein Soziologe, sondern ein Theologe — und nicht einmal ein orthodoxer. Walcher hat im Grunde nur zwei Mittel der Beweisführung: entweder wird Ford einfach Marx vorgepannt (mit seinen Ausführungen) — das ist „weißer“ Sozialismus; Ford ist der Erfüller von Marx und Marx gewissermaßen sein Vorläufer. Oder Fordismus wird sich in der Zukunft schlechthin mit Sozialismus decken.

Dabei nimmt er Fords sozial-ethische Ideologien überall und stets wortwörtlich, ohne auch nur versucht zu haben, diese verbüßend gereichten und menschlichen Anschauungen einmal von dem technisch-wirtschaftlichen Unterbau, also von der Wirklichkeit aus, zu beleuchten, ohne jemals „Ideal und Leben“ in Vergleich zu setzen.

Mit dem primitiven logischen Bedürfnis eines deutschen Bretchens begnügt er sich vielmehr damit, so gut oder so schlecht es geht, Ford und Marx zur Deckung zu bringen. „So ähnlich sagt es der Pfarrer auch, nur mit ein wenig anderen Worten.“

Gewiß wäre es verkehrt, Fords wirtschaftliche und soziale Theorien als pure Heuchelei hinzustellen. Aber — wie gesagt — eine ideologische Kritik allein vermöchte sie nicht aufzulösen. Erst wenn man weiß, daß Ford einen ungeheuren Arbeiterverbrauch und Arbeiterwechsel hat — eben wegen der Uebersteigerung der Arbeitsleistung —, versteht man, daß ihm Krüppel i. w. als friedliebendes, weil anderswo unbrauchbares Element um so willkommenere sind, als sie, zur Untermütigkeit gezwungen, einen Schutzwall bilden nicht nur gegen Unruhen, sondern auch gegen jenes störende Futurieren. Der verbüßende Ausspruch Fords, „es sei ihm gleichgültig, ob einer von Harvard komme oder aus Sing Sing“ — von der Unwissenheit oder aus dem Gefängnis —, verliert

von dieser nüchternen betriebswirtschaftlichen Einsicht aus viel von seiner Großzügigkeit. Man erinnert sich, daß auch die Kirche des Mittelalters auf Krüppeln usw. ein außerordentlich einträgliches kapitalistisches Ausbeutungssystem aufgebaut hat. Und in der arbeitserlegten Produktionsweise, in der ja nur noch kleine Teilverrichtungen und Handgriffe dem einzelnen Arbeiter zugeteilt sind, sind diese physisch minderwertigen Kräfte eben von neuem verwendbar geworden. Diese Tatsache, die sich mithin einfach aus den veränderten Produktionsverhältnissen erklärt — ist für die Krüppel selbst zweifellos eine psychologisch höchst wertvolle Selbstbetätigung — für Ford ein großer Nutzen —, für die Ethiker aber kein taugliches Objekt ideologischer Begeisterung.

Wir möchten meinen, daß eine solche soziologische Enttarnung des Fordismus auch dann nicht ganz überflüssig ist, wenn man das Ford-Buch nur als Reklameschrift aufgefaßt wissen will, wie das Bertholden in seiner erwähnten bedeutsamen Rürnberger Rektoratsrede tut. Aber allerdings, Walcher gegenüber hat er nur zu sehr recht.

### Der kapitalistische Pferdeverstand.

Seltam genug ist es, daß die gleiche pfäffische Angst um die Einführung der mühsam in Schach gehaltenen Herden, die Walchers einziges Motiv zu sein scheint, gleichzeitig auch die Unternehmer besorgt macht. Der Generaldirektor der Siemens-Schuckert-Werke, Karl Rötting, schreibt in seinem Aufsatz: „Das Erscheinen der deutschen Uebersetzung des Ford-Buches gerade in dem Augenblick, wo wir in Deutschland von jedem einzelnen Mehrarbeit verlangen, scheint aber eher ein Unglück (!) wie ein Glück zu sein. Denn von allen Seiten hört man: macht es wie Ford, dann werden wir schon mehr Produktion erzielen. Es ist die alte Forderung der umstehenden Kreise, nicht durch persönliche Arbeit des Arbeitnehmers, sondern durch Maßnahmen, die dem Arbeitgeber zuzahlen, durch Verbesserung der Arbeitsmethoden und der Organisation solle das notwendige Mehr erreicht werden. So glaubt man bei seinen alten Versprechungen und Forderungen bleiben zu können.“ Dieser offenerzogene Ausspruch ist auch die wenig verheißliche Tendenz des Amerika-Buches von Rötting (Dr. h. c. Rötting, „Das wirtschaftliche Amerika“, W.D.-Verlag, Berlin, 1925). Die reitende Parole heißt auch hier immer wieder: „Steigerung der Produktion pro Mann“ — von den sonstigen volkswirtschaftlichen Banalitäten zu schweigen. Das ist alles, was er von Amerika gelernt zu haben scheint. Die amerikanische Lohnpolitik und Preispolitik wird nicht gewürdigt. Und damit ist das ganze Problem des „inneren Marktes“ übergangen. Denn die Amerikaner machen es genau umgekehrt wie die deutschen Unternehmer, die aus der Massenentbehrung und Massenenteignung den „Wiederaufbau“ ihres Produktionsapparates bestreiten haben und auch nach dieser Inflationskur noch glauben, ihre Profiteure am besten sichern zu können, indem sie durch schärfsten Lohndruck einerseits, durch künstliche Hochhaltung der Preise (Kartellwesen) andererseits die Spanne zwischen Löhnen und Preisen möglichst groß halten. Höchste Löhne und niedrige Preise stärken in Amerika die Kaufkraft und verbreitern zugleich den Konsum, so daß mit Hilfe des Massenabjaqes bloß auf dem inneren Markt jene Massenproduktion aufgebaut werden konnte, die Amerika nun auch auf dem Weltmarkt so ungeheuer wettbewerbsfähig machte. Denn durch das System der Massenproduktion wurden die Arbeitsmethoden derartig rationalisiert und vervollkommenet und die Produktion so verbilligt, daß — eben auf der Basis des inneren Konsums — trotz des viel höheren Lohnniveaus und Lebensstandards der Export möglich blieb. Man erinnere sich daran, daß ein kleines Ford-Auto drüben 200 Dollar kostet, das billigste deutsche Produkt etwa das Fünffache davon. Was aber tun die deutschen Unternehmer? Statt durch Lohnsteigerungen die Kaufkraft der Massen zu heben und durch Rationalisierung der Betriebe die Preise zu senken, werden sie versuchen, durch einen Schutzzollwall Deutschland eine Weile von der Welt abzusperren, die überlegene Konkurrenz fernzuhalten und damit die Umstellungskrise — nach dem ganzen Irrweg der Inflation — von neuem hinauszuverschieben. Mit Recht sagte ein Gewerkschaftsführer kürzlich, „wenn sie bloß von Amerika das eine annehmen würden, den kapitalistischen Pferdeverstand etwas mehr anzuwenden“. Denn wir täuschen uns nicht: auch die amerikanische Preis- und Lohnpolitik ist nur eine kapitalistische Wirtschaftsweise, aber allerdings eine bessere; auch Henry Ford ist nur ein kapitalistischer Unternehmertypus, aber eben ein überlegener. Und die deutschen Arbeiter würden es immerhin als einen Fortschritt betrachten müssen, wenn die deutschen Arbeitgeber begreifen wollten,

daß eine Arbeits-intensivierung nicht möglich ist ohne gleichzeitige Kapital-intensivierung und daß eine einseitige Vermehrung der Löhne auf dem Rücken der Arbeitnehmer niemals jene Wiederherstellung des inneren Kreislaufes der deutschen Wirtschaft herbeiführen kann, durch die allein Amerika die allgemeine „Weltwirtschaftskrise“ überwunden hat, jener Anpassungsprozess an die völlig veränderte Nachkriegslage der alten und neuen Industriestaaten, der für Deutschland zwar aufgeschoben, aber nicht aufgehoben worden ist. Dr. K.

### Die Oktoberbilanz der Reichsbank.

Der Reichsbankbericht gibt für Ende Oktober wieder die Ziffer des Gesamtgeldumlaufs bekannt, die wir Ende September vermisst hatten. Der Umlauf an Reichsbanknoten, Rentenbankfcheinen, Noten der Privatbanken und Münzen betrug insgesamt 5,03 Milliarden; derselbe Betrag wie am Ende September, wie der Bericht hervorhebt. Der reine Umlauf an Reichsbanknoten ist gegenüber dem Vormonat um 153,7 Mill. gestiegen; die Zunahme gegenüber dem 1. Quartal 1925 beträgt 488 Mill. Da der Gesamtumlauf an Zahlungsmitteln etwa gleich geblieben ist, macht sich in der Zunahme des Notenumlaufs der Rückfluß und die Einziehung von Rentenbankfcheinen bemerkbar.

Ende Okt. 3. Quart. 2. Quart. 1. Quart. (in Millionen Mark)

<b>Noten und Schulden:</b>				
Reichsbanknotenumlauf	2 803	2 649	2 474	2 315
Giroeinlagen der Wirtschaft	618	620	564	743
<b>Kredite an die Wirtschaft:</b>				
Lombardkredite	22	56	46	27
Wechselkredite	1 680	1 717	1 691	1 578
<b>Notendeckung:</b>				
durch Gold	1 207	1 175	1 061	1 004
durch Devisen	348	319	354	334
zusammen	1 555	1 494	1 415	1 338
<b>Deckungsverhältnis:</b>				
durch Gold und Devisen %	55,5	56,4	57,2	57,8
<b>Gesamtgeldumlauf:</b>				
Reichsbank, Rentenbankfch., Privatb., Noten u. Münzen	5 080	5 090	5 000	5 361

Auch der Bestand an Giroeinlagen ist gegenüber dem Vormonat stationär. Der Monatsabschluss hat gegenüber der Vorwoche zwar die für das Monatsende gemohnten stärkeren Lombardierungen und Wechselreichtungen gebracht, in denen die hauptsächlichsten Kreditgewährungen an die Wirtschaft stecken. Gegenüber dem Ende des 3. und 2. Quartals zeigt sich aber ein beträchtlicher Rückgang der Lombarde und Wechselkredite (121 bzw. 85 Mill.), was eine Verschärfung der Kreditrationierung im Gefolge der Krise anzeigen dürfte.

Die Bestände an Goldmetall und Deckungsdevisen mit zusammen 1545 Mill. sind der Vermehrung des Umlaufs an Reichsbanknoten nicht ganz gefolgt. Sie haben naturgemäß den höchsten bisher überhaupt erreichten Stand, decken aber den Notenumlauf nur mehr mit 55,5 gegenüber 56,4 Proz. Ende September und 57,8 Proz. am Ende des 1. Quartals. Die Deckungsvorschrift im neuen Reichsbankgesetz lautet bekanntlich auf 40 Proz.

Nicht Preußen, sondern Harriman janiet Giesches Erben. Die Verwaltung der Bergwertgesellschaft Georg v. Giesches Erben gibt über die gestrige Gewerkschaftsammlung, von der die Presse ausgeschlossen war, ein längeres Kommuniqué heraus. Nach mehrstündigen Beratungen wurden beide Angebote der amerikanischen Reflektanten für den polnischen Besitz, der W. Harriman u. Co., New York, und der Anaconda Copper Mining Company of Montana angenommen. Das geschlossene Abkommen verspricht eine völlige finanzielle Sicherung von Giesche. Das Gesamtangebot von Harriman, Anaconda und Giesche wird zur Folge haben, daß die Bergwertgesellschaft Georg v. Giesches Erben, bekanntlich das älteste deutsche Bergwerksunternehmen, in ihrem Aufbau erhalten bleibt und die volle Verfügung über ihren deutschen Zinzerseibbesitz behält. Die Gewerkschaft Giesches Erben soll einen Kredit von 50 Millionen Mark erhalten, der ihr die Bezahlung des größten Teils der Schulden (60 Millionen) erlaubt. Dafür erhält die amerikanische Gruppe eine Option auf die neuen Aktien des polnisch-oberschlesischen Besitzes der Gewerkschaft.

Wie vorausgesehen war, haben die Amerikaner gegenüber der Preußen, der Preußischen Bergwerks- und Hütten-A. G., die zur Ruhbarmachung der deutschen Zinzerseiber die Gründung einer Aktiengesellschaft von 60 Millionen Reichsmark Aktienkapital vorgeschlagen hatte, von denen sie selbst zwei Drittel und Giesche ein Drittel erhalten hatte, gestiegt. Der schließliche Adelstanzern, dem die Gewerkschaft Giesches Erben gehört, hat es jedenfalls vortrefflich verstanden, sich durch Kredite von Staatsbanken (Seehandlung und Reichskredit-A. G.) so lange stotzubalten, bis durch das preußische Sanierungsangebot das der Amerikaner in die Höhe getrieben wurde.

KAUFLAUS  
PAUL  
**HELD**  
NACHF.  
INVALIDENSTR.  
61-104

HEUTE  
**FREITAG GESCHLOSSEN !**

Eröffnung unseres Erweiterungs-Neubaus Sonnabend den 7. Nov. vorm. 10 Uhr.  
Weiteres in unserem Inserat am Sonnabend !



## Schreifogel sucht die Madonna.

Erzählung von Max Barthel.

Ich heiße Schreifogel. Das erstmal wurde ich als Sohn eines Gärtners im Badischen geboren, das zweitemal aber, als ich achtzehn Jahr alt war und das Meer erlebte.

Ueber siebzehn Jahre lebte ich still und animalisch in einem Dorfe in der Rheinebene. Wunschlos sah ich das Land im flutenden Licht des Frühlings. Die Berge verlockten mich nicht. Im Herbst schrien die wilden Gänse. Meine Seele gab ihnen noch keine Antwort. Auch der Wind flog zwanglos an mir vorbei. Die Wolken rissen mich noch nicht aus meiner Jünglingseinsamkeit und strengen Arbeit. Ich ließ den Wind wehen, das Licht fluten, die Wandergänse schreien und wurzelte stark in der heimatlichen Erde.

Als ich siebzehn Jahre alt war, nahm mein Vater einen neuen Gehilfen in sein Haus. Er hieß Thomas Epdermann und war schon durch ganz Europa gekommen. In Paris hatte er gearbeitet, in Madrid, in London und auch im fernen, goldgetürmten Moskau. Wenn wir uns am Tag müde gearbeitet hatten und die schweren Hände verrasteten, begann er ab und zu leise von seinen Wanderungen und Abenteuer zu erzählen. Heute noch höre und sehe ich sein braunes Gesicht vor mir, die hohe gewölbte Stirn, den frauenhaften Mund, das aschblonde Haar, die blauen flimmernden Augen.

„Der Mensch lebt nicht vom Brot allein,“ begann er an einem süßen, schwermütigen Abend, in dem die Sonne wie ein Feuerball über die Bogen rollte und dann ganz langsam in das blaue Nichts der Täler versank. „Der Mensch lebt nicht vom Brot allein. Er lebt auch vom Wind, der durch die Wiesen weht, er lebt vom Meer, von den Sternen und den kleinen entzündenden Schreien, die aus den Brüsten der Vögel kommen.“

„Ja,“ sagte ich, „der Mensch lebt auch vom Anblick der roten Sonne. Aber wozu lebt der Mensch? Nur um da zu sein und dann zu sterben?“

„Der Mensch lebt, um sich zu berauschen, Kind,“ sagte Thomas und wandte mir sein Gesicht zu, in dem die Augen ganz tief dunkelten, ganz anders als am hellen Tag, „um mitzurauschen, lebt er, um mitzuschwingen im Wogen und Sichbiegen der großen Wälder. Aus der Erde brechen die Quellen und verrasteten nicht, nein. Sie wandern weiter. Die Blumen blühen an einem festen Platz, doch sie lassen ihren Samen in allen Winden fliegen. Selbst die Steine lösen sich vom Berg und rollen in die Tiefe des Stromes, um sich abzuschleifen, um rund und harmonisch zu werden.“

Er schwieg einige Minuten und sah dem fernen Sonnenuntergang zu, dem Verlöschen des Lichts, dem blauen Rauch kühler Täler. Als das letzte Rot ausgelöscht war, begann er wieder zu reden.

„Darin lebt der Mensch, darum. Um rund und harmonisch zu werden. Doch sage mir, warum die Menschen elend sind? Warum sie verkümmern? Warum sie unzufrieden sind? Weißt du das? Ich will dir sagen Kind, warum. Sie sind elend, weil sie sich in die Arbeit und in die Pflicht wie in einem Doppeltügel eingesperrt haben, in die Städte, in die Dörfer, weil sie keinen freien Himmel über sich haben und keine freie Erde vor sich. Darum müssen sie verkümmern. Alles flieht, mein Kind, alles flieht. Auch wir müssen, ob wir wollen oder nicht, gleichfalls fliehen, fliehen und überfliehen in den Strom der Welt.“ Er schwieg noch einmal und sagte dann endlich ganz leise und geheimnisvoll: „Das ist die ewige Geburt.“

Viele solcher Gespräche erlebte ich, die im Grunde nur ein einziges Gespräch um den Sinn der Welt waren und aus der Unruhe des Blutes aufstiegen, das den Thomas Epdermann durch die vielen Länder und Landschaften trieb. Eines Tages aber verließ der sonderbare Gärtner unser Haus. Ohne Gruß und Abschied hatte er uns verlassen. Nur sein Unfrieden blieb, sein verzaubertes Blut, das jetzt mein Herz überschäumte. Unzufrieden wurde ich mit meiner Heimat und meiner Arbeit, unzufrieden mit mir selbst. Am tiefsten hatte mich der Gedanke an die ewige Geburt erfasst, an das Fliehen und Mühsen aller Dinge, an die Mündung in den großen Strom der Welt, zu dem auch der Tod nur ein nachtschwarzes, dunkel-schimmerndes Tor ist.

Dieser Gedanke riß mich aus meiner Ruhe und erhob mich in die Flugrichtung der Wollen und Wandergänse. Bald ließ ich das Vaterhaus, die Mutter, die Brüder, die Blumen, die Gräser und lief davon.

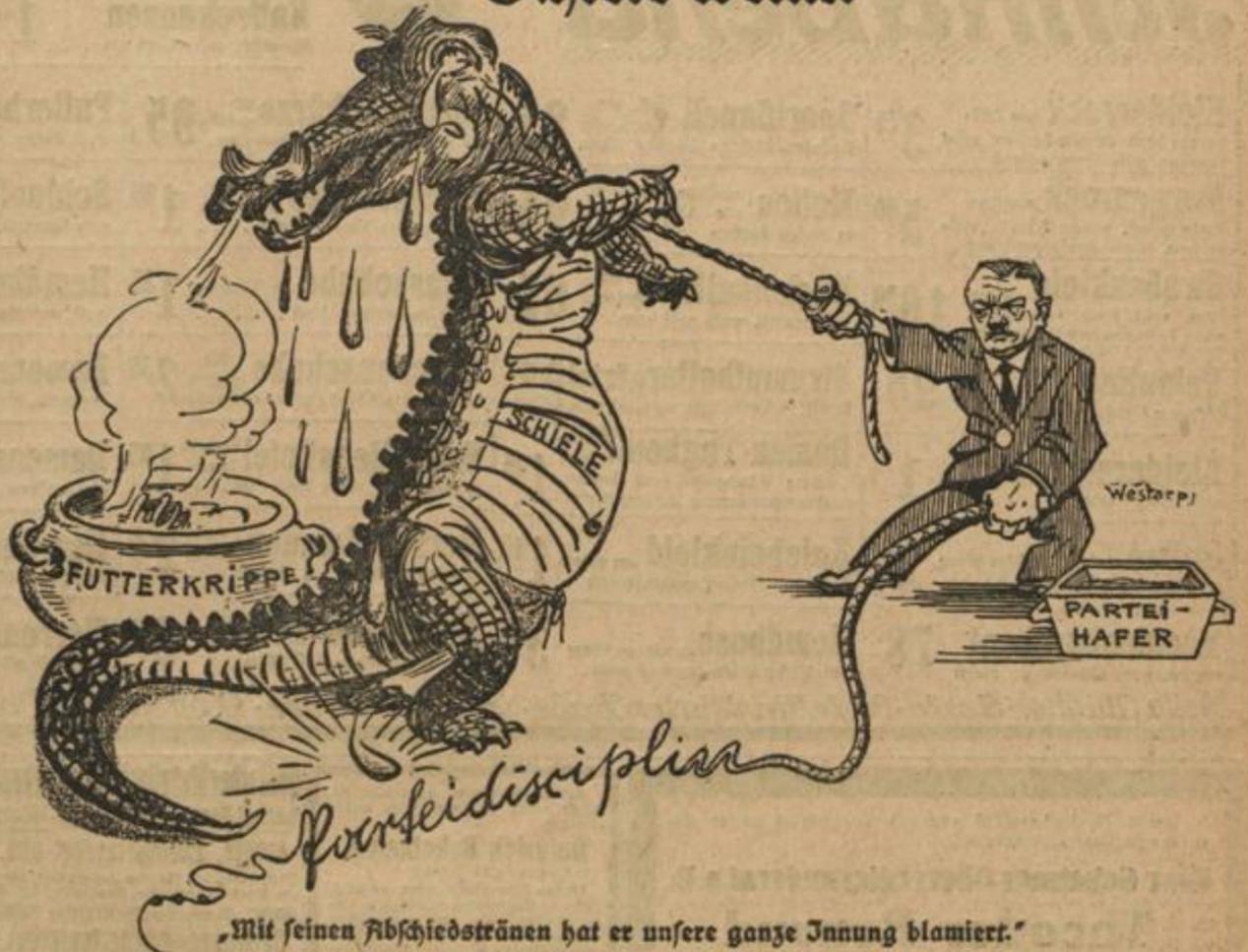
Stallen habe ich bereist, Griechenlands Inseln grühten mich, im Schatten der Pyramiden suchte ich nach dem Sinn der Welt. Frankreich kenne ich, Spanien, Deutschland und Skandinavien. Die goldenen Türme von Moskau lockten mich sehr. Mein Zeichen kennen alle Tippelbrüder auf der Welt, den Anfangsbuchstaben meines Namens, das zu einem Schwannenhals gebogene S. Der Vater hat mich verstoßen, doch jetzt ist er tot. Auch die Mutter ist gestorben. Mein zweiter Bruder Paul besitzt jetzt die Gärtnerei. Ich habe die ganze Welt.

Die ganze Welt haben, das heißt ihren Sinn begreifen, ihren Herzschlag verstehen, ihre großen Atemzüge, ihren leichten Schlummer, ihre Schwermut, ihr süßes Lächeln. Die Welt verstehen, heißt die Quelle suchen, aus der alles Dasein bricht: die Frau, die Mutter. Das Blut, in dem ein Mensch geboren wird, ist tausendmal köstlicher als das Blut, in dem er im heftigen Kampf und ewigen Krieg der Männer stirbt.

Viele Frauen habe ich gesehen, viele Mütter. Ihr süßes Lächeln hat oft meine Einsamkeit erhell. O schöner Glanz, der aus den Augen strahlt und die Landschaft der Gesichter trübt! O heilige Feuer, in dem der Staub des Alltags verbrennt! Viele Frauen und Mütter habe ich lächeln sehen, in Rom aber sah ich die Madonna. Der Tag war regnerisch. Am vorhergehenden Tage war ich in Ostia gewesen und hatte das Meer gesehen. Die Compagna hatte mich schwermütig gemacht, doch das Meer und seine Brandung riß mich in das Leben zurück, in die grenzenlose Weite des Lichts, in den ewigen Ansturm gegen das Schicksal, gegen das gesicherte Land, gegen die fatte Ruhe eines bürgerlichen Daseins. Immer sich wandeln, immer neu sein, immer aufbruchsbereit, das waren meine Gedanken beim Anblick des brandenden Meeres, das sich, jetzt war mir das Gespräch von Thomas Epdermann nahe, in ewigen Geburten verzüngte.

Die ewige Geburt! Weihnachten hatte ich in Rom erlebt, den Tübelrausch des Volkes, die blühenden Zweige aus der Campagna, die wilde aufgeregte Nacht, die heidnischen Umzüge und Schreie: Ratale! Ratale! Geburt! Geburt! Das Licht hatte gesiegt und in diesem Licht das süße Knäblein, das das Kreuz der Welt auf sich nahm, wie so schön erzählt wird, um die Menschheit zu erlösen. Nach dem Tag am Meer befand ich in Rom ein kleines Stadttheater. Als der purpurne Vorhang auseinanderzuckte, sprang auf die Bühne ein junges Mädchen im flatterhaften Kleid. Das

## Schiele weint.



„Mit seinen Abschiedstränen hat er unsere ganze Innung blamiert.“

füße, keine Kind war aus schwerer Berechnung als erste auf die Bühne geschickt worden, um die leichte Brücke in den Zuschauerraum zu schlagen, die goldene Brücke für die kleinen Leute, die aus dem Abend und Mittag gekommen waren, um leuchtende Dinge zu erleben, um ihr Dasein zu verzaubern.

Als das Mädchen ihre Chancen mit einer Zote beendete und dabei ihr flatterhaftes Kleidchen frech entblätterte, jauchzte das Volk. Rasender Beifall deckte ihr tokettes Köpfchen und Armdägen zu, mit dem sie dankte und schwebend verschwand. Die Brücke nach der Bühne war gebaut. Auf ihr wandelte die große Begierde des Volkes nach Wunsch Erfüllung und Abenteuer. (Schluß folgt.)

## Die Wunder des Amazonentales.

An den Ufern des Thermodon in Kappadozien, so erzählen Herodot und Diodor, wohnte einst ein fabelhaftes Volk, das nur aus Frauen bestand, keine Männer unter sich duldete und unter einer Königin einen kriegerischen Staat bildete. Mit den Männern benachbarter Völker pflegten diese Kriegerinnen nur gegenseitliche Gemeinschaften, die ausschließlich dem Zweck der Fortpflanzung geweiht waren. Die neugeborenen Knaben töteten sie, soweit sie sie nicht ihren Vätern zufanden, die Mädchen aber erzogen sie von Kindesbeinen auf zum Krieg und brannten ihnen die rechte Brust aus, damit sie ihnen beim Spannen des Bogens nicht hinderlich sei. Davon sollen sie den Namen Amazonen (Brustlose) erhalten haben. Die Ueberlieferung berichtet, daß die Amazonen einst ganz Asien mit Krieg überzogen und Smyrna, Ephesus und andere Städte erobert haben. Schon Homer berichtet von Kämpfen des Hektor gegen die Amazonen. Ihre Königin Hippolyte wurde von Herakles getötet, unter dessen ihm von Eurystheus auferlegten Arbeiten eine darin bestand, jener Königin das Wehrgehänge abzunehmen, das sie einst von Ares erhalten hatte. Unter ihrer Königin Penthesilea zogen die Amazonen angeblich dem Priamos gegen die Griechen zu Hilfe, und auch zur Zeit Alexanders des Großen treten sie noch in Sagen auf, ja selbst im Mittelalter haben sie noch in hohen Rufe die Phantasie des Volkes beschäftigt.

Nicht lange nach der Entdeckung Brasiliens durch Vincente Ponce Pinzon, ein Gefährte von Christoph Kolumbus, erreichte im Jahre 1540 der Spanier Francisco de Orellana den Lauf eines Stromes, den die Eingeborenen Maranon nannten. Wie er berichtete, wurde er hier in einen Kampf mit einem Frauenvolk verwickelt, das die Ufer des Flusses bewohnte. Es war der Stamm der wilden Tampunas, bei denen es zwar auch Männer gab, deren Verfassung aber vollkommen auf den Grundbesitz der Mütterrechts aufgebaut war. Dementsprechend befanden sich alle öffentlichen Ämter in den Händen der Frauen, was auf Orellana so großen Eindruck machte, daß er in Erinnerung an die laienhaften Amazonen der alten Welt den Maranon auf den Namen des Amazonenstromes taufte. Orellana war es übrigens auch, der die Fabel von dem wunderbaren Goldland Dorado aufbrachte. Unter denen, die sich in der Folgezeit um die Erforschung des Stromlaufes verdient machten, sind besonders Pedro Teixeira, der Jesuitenpater Samuel Fröh, der „Apostel des Amazonenstroms“, Condamine, Sir, Martius, Pöppig, Prinz Adalbert von Preußen und der Graf Castelnau zu nennen. Von besonderer Wichtigkeit wurde ferner die im Auftrag der Regierung der Vereinigten Staaten unternommene Expedition von Herndon und Gibbon, der mehrere andere Expeditionen ähnlicher Art, teils von der nordamerikanischen Union, teils von Brasilien veranlaßt, sich angeschlossen. Neuerdings hat eine Gruppe von französischen Forschern eine Expedition nach dem Amazonenstrom unternommen. Soweit die Ergebnisse dieser Expedition bisher vorliegen, bestätigen sie nicht nur in vollem Umfang die Tatsache, daß das ungeheure Stromnetz des Amazonenstroms eine Wunderwelt ohne Gleichen ist, sondern bringen überdies eine ganze Reihe von neuen Einzelheiten bei, aus denen hervorgeht, daß diese Wunderwelt noch bei weitem reicher und phantastischer ist, als man bisher annahm.

In erster Reihe beschäftigte sich die Expedition mit der Erforschung der Umgebung von Iquitos. Dieser vorgeschobene Posten, den die Zivilisation bisher am Amazonenstrom zu erobern vermochte, ist vollkommen eingeschlossen von jungfräulichen Urwäldern. Der Amazonenstrom ist der einzige Weg, der zu ihm führt. Hier wächst der vor ungefähr zwei Jahren entdeckte Baum, dessen Herz alle Eigenschaften des Terpentins besitzt. Außerdem wimmelt es von mächtigen Gummibäumen. Etwas weiter stromab liegt

Itacoatiara, ein kleines Dörfchen, reihenförmig angelegt an einem Ufer des mächtigen Stromes. Die Wälder, in die es gebettet ist, bestehen zum größten Teil aus wilden Ruhobäumen, die die phantastische Höhe von 40 und 50 Meter erreichen und Früchte hervorbringen, deren jede über 20, nicht selten sogar 30 Kerne enthält. Der nächste bewohnte Platz ist Manaos, eine Region von bezaubernder Anmut und Lieblichkeit, ausgezeichnet durch das Vorherrschen der gigantischen Seerose „Victoria regia“, deren Blätter einen Durchmesser von drei Meter erreichen. Sie gleichen enormen Blatten von onalem Zuschnitt und haben Ränder, die so scharf sind wie eine gut geschliffene Messerklinge. Jedes einzelne von diesen Blättern ist ohne weiteres imstande, einen erwachsenen Mann zu tragen. Im Verhältnis zu ihnen sind die Blüten klein zu nennen. Aber mit ihrem Durchmesser von 50 bis 60 Zentimeter sind sie immer noch weit, das imaginäre Knopfloch eines vorzeitlichen Giganten zu schmücken. Am stärksten ist die Seerosevegetation im Tapajos, einem Nebenfluß des Amazonenstroms, in dem auch sonst überaus zahlreiche Wasserpflanzen wuchern, so daß seine Oberfläche buchstäblich mit einer dicken Schicht von grünem Blatt- und Rankenwerk von fast unburchdringlicher Zähigkeit und Dicke überzogen ist. Der Tapajos ist es auch, in dem die meisten treibenden Inseln im Bereich des Amazonenstroms vorkommen. Diese Inseln erreichen nicht selten die stattliche Ausdehnung von vier bis fünf Quadratkilometer. Es ist ein seltsamer Anblick, den diese Schollenlandschaft darbieten, wenn sie sich langsam hin und her bewegen, je nachdem, wie die Strömungsverhältnisse und die Widerstände, die die üppige Vegetation des Flusses ihnen entgegensetzt, es mit sich bringen. Manche von diesen Inseln tragen mächtige Bäume und sind von allerlei Geleer beodktert. Die Wälder an den Ufern stellen eine fast unbeschreibliche Wildnis dar, in der Pumas, Jaguar, Papageien und Affen aller Arten leben. Auch gibt es hier Spinnen, die so groß sind, daß sie imstande sind, den Kampf mit einem mittelgroßen Vogel aufzunehmen, und nicht selten geschieht es, daß sie ihn zu ihren Gunsten beenden und sich an dem geflederten Leichnam ihres Gegners nach Herzenslust ätzlich tun. Eine andere ungemüßliche Riesenspinne der Amazonenwildnis ist die Boa constrictor, die es hier auf eine Länge von 20 bis 25 Meter bringt, ganz zu schweigen vom Alligator, der hier in allen Größen und Spielarten haust.

Die Gewässer des Amazonenstroms beherbergen nach den Feststellungen der Expedition an 3000 verschiedene Fischarten, während unsere europäischen Gewässer insgesamt nur ungefähr 100 verschiedene Fischarten kennen. Der größte im Amazonenstrom vorkommende Fisch ist der Arapaima oder Piraruru, der bis 3 Meter lang wird und ein Gewicht bis zu 500 Pfund erreicht. Sein wenig wohlkammerndes Fleisch bildet getrocknet, geräuchert oder gedörrt einen wichtigen Handelsartikel. Bemerkenswert ist, daß auch Delfine sowie andere typische Meerestiere im Amazonenstrom vorkommen, aber in Arten, die deutliche Unterschiede gegenüber den im Meer lebenden aufweisen. Sehr gefährlich ist eine Haiart, genannt Pirandha. Ein ungefährlicher, aber desto originellerer Raub ist der Boto, ein Fisch, der außerordentlich stark atmet und im Eschot sogar schnorcht.

Zahlreiche Indianerstämme wie die Boras, Oinas, Huitotos und Dragonindianer leben in kleinen und weit auseinander liegenden Siedlungen im Flußgebiet des Amazonenstroms. Zum weitaus größten Teil sind sie aber bereits zivilisiert und gehen durchaus modernen und unromantischen Beschäftigungen nach. So betätigen sie sich vielfach in der Industrie der Gummigewinnung, und sobald die vor kurzem entdeckten Goldminen am Rio Negro erschlossen sein werden, werden sie sicher auch hier ihre Arbeitskraft verdingen. Am rückständigsten sind neben den Detrollindianern, die erst halb zivilisiert sind, die Huitotos, die seinerzeit den französischen Forscher Emil Rebuclon töteten, um seinen Leichnam denn zu verpfaffen. Die Frauen der Huitotos sehen leistungsmäßig die Füße einwärts, während die Männer die Füße normal auswärts legen. Die Beine sind bei beiden Geschlechtern so stark entwickelt, daß sie mit den Füßen greifen können wie mit Händen. Die Frauen geben vollständig nackt, tätowieren sich aber Bauch und Schenkel. Wenn ein junges Mädchen einen Heiratsantrag bekommt, dem die Eltern zustimmen, so wird es an einen Pfahl gebunden und dann so lange geschlagen, bis es ohnmächtig zusammenbricht. Die Ohnmacht gilt als Zeichen dafür, daß der Geist der mädchenhaften Unreife den Körper der Braut verlassen hat. Von diesem Augenblick an wird sie als Frau respektiert, auch wenn aus der Verlobung nichts werden sollte, was gar nicht so selten vorkommt. Es gibt daher unter der Huitotos eine ganze Reihe von Frauen, die Jungfrauen sind.

